Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Dreiundzwanzigster Band:

Ein deutscher Leinweber.

Vierter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Erste Abtheilung.

Philipp von Oestreich.

Roman in vier Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

Philipp von Oestreich.

Roman in vier Theilen

von

Ludwig Storch.

Vierter Theil.

1.

Der Spion.

Um neun Uhr ward Antonio vom Pfalzgrafen beim Könige eingeführt.

„Du bist ein stattlicher Geselle," sagte Philipp, den Zigeuner wohlgefällig mit den Augen musternd, „und dein Plan mit dem Suffolk ist so gut, daß ich dich auch für einen gescheidten Kerl erklären muß. Wahrlich dein Einfall ist etwas werth; Croy hat es mir sehr anschaulich gemacht, und ich werde dich dafür belohnen. Du hast dadurch so viel Anhänglichkeit an meine Person und mein Interesse an den Tag gelegt, daß ich dich ferner immer um mich haben will, du sollst mein Hofnarr werden."

Der König sah das kalte, höhnische Lächeln nicht, das seine letzten Worte um Antonio's Lippen hervorriefen, während dieser geschmeidig für die hohe Gnade dankte.

„Ich werde in einigen Wochen den wortbrüchigen Herzog von Geldern noch einmal mit Krieg überziehen und so schnell als möglich das Schloß Hattem einzunehmen suchen," fuhr der König selbstgefällig fort. „Bekomm' ich dabei, wie ich hoffe, den Herzog von Suffolk gefangen, so läßt sich dann leicht mit ihm unterhandeln, und zu gleicher Zeit kann ich meinem Schwiegervater eine Faust nach Spanien hinüber machen. Für deinen schönen Gedanken nimm hier etwas auf Abschlag!" Damit nahm er eine Geldrolle aus seiner Spinde und drückte sie dem Zigeuner in die Hand, der sich grinsend mit überschwänglicher Wortfülle bedankte. „Und nun," nahm der König wieder das Wort, „sollst du hier meinen Spion spielen. Mein

Schwiegervater hat unter den Spaniern, die hierher gekommen sind, eine heimliche Partei. Sie umlauern mich, sie drängen sich an die Königin, sie führen Böses im Schilde. Ihr Haupt ist Don Hernandez de Villaquiran. Ich muß durchaus wissen, was für ein Getränk sie zusammenbrauen. Du bist mir der rechte Mann, dies auszukundschaften. Du mußt dich also an diesen Don Hernandez machen und durch List, die auszuhecken ich deinem Genie überlasse, in die heimlichen Zusammenkünfte dieser mir feindlichen Aragonier zu kommen suchen. Natürlich mußt du ihnen glaubhaft machen, du seist einer der Ihrigen, irgend ein Hidalgo. Es wird freilich schwer, sehr schwer halten; denn dieser Hernandez ist klug und mißtrauisch, wie der Teufel."

„Ich bin den Wünschen Ew. Majestät zuvorgekommen," versetzte Antonio und hielt dem Könige ein Papier hin. Philipp las: „Ich thue hiermit kund und zu wissen Jedermann, dem es zu wissen nöthig, daß der kastilische Hidalgo, welcher zeither, wegen Familienverhältnisse, den falschen Namen Antonio Cebes führte, mein leiblicher Bruder und der Sohn meines Vaters, des verstorbenen Don Ruy Garcias de Villaquiran, Herzogs von Najara und Amiranten von Kastilien, ist, und daß ich ihn als solchen hiermit anerkenne und ihm das Recht zugestehe, sich Don Antonio de Villaquiran zu nennen. Dieses Dokument ist von mir eigenhändig unterschrieben und mit meinem Insiegel versehen worden. So geschehen zu Brüssel am Tage der sieben Schläfer im Jahre des Heils 1505. Don Hernandez von Villaquiran."

„Bist du ein Hexenmeister?" schnellte der König auf.

„Es geht Alles natürlich zu," lachte Antonio. „In zwei Stunden wird mich mein Bruder Hernandez in die Gesellschaft seiner Freunde bei der ehrwürdigen Donna Francesca d'Ulloa einführen. Und wenn Ew. Majestät

daran liegt, so könnt Ihr in dieser Nacht noch von mir erfahren, was dort vorgegangen ist."

„Mensch, du bist ja unschätzbar!" rief Philipp vergnügt. „Die schwierigsten Dinge gelingen dir, wie Kinderspiel. Eh' ich noch den Wunsch hege, hast du ihn ausgeführt. Solche Diener lob' ich mir! Ja wahrlich kein Anderer soll mein Hofnarr werden als du."

Auf dringendes Befragen des Königs, wie er so schnell dieses so schwierig scheinende Ziel zu erreichen vermocht habe, erzählte Antonio eine halb wahre, halb erfundene Geschichte, wie er sie für seine eignen Zwecke am tauglichsten fand, und Philipp belohnte ihn mit einem neuen ansehnlichen Geldgeschenk.

„Ich werde dich jetzt mit einer schwarzen Dienerin der Königin bekannt machen," fuhr Philipp fort, „die ebenfalls heimlich mein Interesse wahrnimmt und dir vorkommenden Falls geschickt in die Hand arbeiten wird. Sie gehört der Königin erst seit einer Stunde, und diese hat eine kindische Freude über den Besitz der Negerin, weil sie die Laute mit Fertigkeit spielt. Du kennst die Liebhaberei der Königin für alle Musik. Die schwarze Matty wird sich in das Vertrauen der alten falschen Oberhofmeisterin einzuschmeicheln suchen, und du wirst ihr mit Rath und That an die Hand gehen. Ich denke mir, daß ihr Beide vereint hinter alle Geheimnisse der Aragonier kommen werdet."

Matty wurde herbeigeholt. Ihre Augen funkelten, wie Tigeraugen, als sie erfuhr, daß der vornehme Herr — denn dafür mußte sie Antonio seinen Kleidern nach halten — ihr Bundesgenosse sei; sie reichte ihm die Hand und versprach jedem seiner Winke zu gehorchen. Antonio begriff, welch eine wichtige Person die Negerin sei. Matty berichtete dem Könige:

„Ihre Majestät die Königin hat mich schon gehätschelt und geliebkoset, wie eine ihrer Katzen. Ich habe die

Laute noch nicht aus der Hand legen dürfen, und sie hat mir in der Freude ihres Herzens, daß ich nun die Ihre bin und ihr so hübsche Weisen vorspiele, verrathen, daß sie diese Nacht zu einem Banket bei der Donna Francesca d'Ulloa gehen wird, und daß ich sie dahin begleiten soll, um auch dort zu spielen."

„Herrlich!" rief der König. „So werdet ihr Beide euch dort treffen. Ich hoffe, es soll schon in dieser Nacht Manches für euch zu beobachten und zu erhorchen geben. Vorzüglich merkt euch alle anwesende Gäste."

Matty wurde mit einem Geschenk entlassen, und der König wandte sich mit der Frage wieder zu Antonio:

„Und vom Erfolg deiner langen Reise und Abwesenheit meldest du mir nichts?"

„Ew. Majestät haben bis jetzt nicht danach gefragt."

„Es ist wahr," lachte Philipp, „die Krone von Kastilien ist jetzt meine Geliebte, auf die ich um so versessener bin, als sich noch ein anderer Bewerber für sie gefunden hat. Darüber ist das Verlangen nach der schönen Herzogin von Najara etwas minder heftig in meinem Herzen geworden. Doch glaube deshalb nicht, daß es gänzlich erloschen sei; vielmehr brauch' ich nur lebhaft an die reizende Frau zu denken, so fühl' ich auch gleich die alte Flamme in mir sich regen. Hast du abermals keine Spur von ihr entdeckt?"

„Es kommt darauf an, ob Ew. Majestät diese Handschrift kennt," versetzte der Zigeuner, dem Könige ein zweites Blatt Papier hinreichend.

Philipp hatte kaum die Augen darauf geheftet, als er stürmisch ausrief:

„Es ist Luisens Handschrift! Ha, es ist eines ihrer schönen Lieder, wie sie es niedergeschrieben!" Und er drückte das Blatt an die Lippen und hauchte glühende Küsse darauf, während Thränen aus seinen Augen stürzten.

„Woher hast du das Blatt mit dem blühenden Liede?“

„Von einem Schiffskapitain, der die Dame, in welcher ich die Spur der Herzogin im Königreiche Granada verfolgte, und die ich aus der Beschreibung des Kapitains zu erkennen glaubte, aus dem Hafen von Malaga nach Lissabon führte. Sie hatte sich unter den Mauren in Granada sorgfältig verborgen gehalten. Auf dem Schiffe hatte sie einen Begleiter gehabt, einen vornehmen Spanier, wie mir der Kapitain versicherte. Auch wollte er sie später in Lissabon unter den ersten Frauen der Königin von Portugal gesehen haben.“

„Also zur Schwester meiner Frau ist sie geflohen! Sieh, so hat die Königin Isabella doch die Hand dabei im Spiele gehabt, sie hat jedenfalls durch den Spanier, der Luisens Begleiter auf dem Schiffe war, sie zu ihrer Tochter, der Königin Maria von Portugal, bringen lassen. Aber auch Don Hernandez soll sich eine Zeit lang am portugiesischen Hofe aufgehalten haben. Wie, wenn er Luisen doch in seine Gewalt bekommen hätte! Warum gingst du nicht gleich nach Lissabon, um die Spur weiter zu verfolgen?“

„Gnädigster Herr, die Mittel gingen mir aus. Ich mußte an die Rückkehr denken, wollt' ich nicht in Noth gerathen.“

„Verdammtes Geld!“ rief Philipp ärgerlich. „Stets läßt es Einen in den wichtigsten Momenten, wo man's am nothwendigsten braucht, im Stich. Du mußt nach Portugal und das arme Weib erlösen. Du mußt sie mir zuführen, wenn ich in Spanien bin.“

„Ich bin ganz zu Ew. Majestät Befehl.“

„Du hast mir mit diesem von Luisens Hand beschriebenen Blatte heute die dritte und — ich bekenn' es — die größte Freude gemacht. Ich kann dir jetzt nichts geben,

als Gold. Hier nimm, ich gebe dir mit vollen Händen. Diene mir ferner so treu, und es soll dein Schaden nicht sein. Wenn du aus Portugal zu mir nach Spanien zurückkehrst, sollst du mein Hofnarr werden. Und bringst du mir Luisen, so schenk' ich dir ein schönes Landgut. — Empfiehl dich morgen der Herzogin Margarethe. Du bist erst einmal bei ihr gewesen. Du darfst sie als deine ehemalige Herrin nicht vernachlässigen. Sie ist dir wohl und gnädig gesinnt und deinen Kindern eine treue und sorgsame Mutter geworden. Sie hat unterdessen Nachrichten von deinem ältesten Sohne erhalten, die sie dir mittheilen will."

Antonio entfernte sich.

2.

Ein spanisches Banket.

Draußen wartete Karracha auf ihn. „Was hast du ausgerichtet?" fragte sie.

„Ich habe viel Gold erhalten und außerdem will Se. Majestät mich zum Hofnarren machen," lachte Antonio. „Ich denke, König Ferdinand wird mich höher stellen."

„Du bist und bleibst ein echter, braver Zigeuner," lobte ihn Karracha; „beiden Parteien dienen, sich beiden unentbehrlich machen, von beiden so viel Vortheile als möglich ziehen, und endlich der gehören, die am meisten gibt, das ist zigeunerisch. Was hast du dem blonden Philipp über die Herzogin von Najara vorgeschwatzt?"

„Ich hab' ihn glücklich auf eine falsche Spur gebracht, ohne ihn gerade zu belügen. Denn ich muß mir den Rücken frei halten, weil ich ihm später doch die Wahrheit

verkaufe. Hätt' ich diese jetzt gleich gesagt, er hätte mir schwerlich so viel gegeben, als für den Fetzen Papier. Nun wollen wir sehen, was vom König Ferdinand zu gewinnen ist."

„Ich traf unterdessen den hübschen Bübenhoven bei der Zaroya und forscht' ihn über die Frau van der Kapellen aus. Er hat mich an Herrn Jakob Fugger gewiesen und versichert, daß mir dieser Auskunft über sie geben würde; auch hat er Nachricht, daß Fugger in einigen Wochen nach Antwerpen kommen wird."

„Gut, so sorgt Ihr für Nachricht von dieser, ich werde die andere besorgen. Laßt nur das schmucke Junkerlein, den Bübenhoven, nicht merken, daß ich sein Stiefvater bin, das könnte uns jetzt viel verderben."

„Narr!" schallt Karracha, „als ob ich eine Plaudertasche wäre!"

Antonio trat bei seinem Bruder ein, der ihn bereits erwartete.

„Habt Ihr Euch entschlossen, Senjor," redete ihn dieser an, mir Euer Geheimniß zu entdecken? „Es ist eben so gut, ob Ihr es mir oder dem Könige Fernando sagt; Ihr könnt Euch den Weg nach Spanien sparen."

„Es ist mit nichten einerlei, Monsenjor," versetzte der Zigeuner. „Ich hab' Euch durch das von der Herzogin von Najara beschriebene Blatt die Ueberzeugung gegeben, daß ich den Aufenthaltsort derselben wol kenne; ich mache mich nicht allein anheischig, dem König Fernando diesen Ort zu entdecken, sondern, was noch weit mehr ist, sie nach Spanien an den Hof unsers Königs zurückzuführen. Ja, ich schwör' Euch zu, sie wird nichts lieber und mit größerem Vergnügen thun, als dahin zurückzukehren."

„Aber es hat sie ja Niemand vertrieben! Was hielt sie ab, freiwillig zurückzukehren?"

„Das ist eben das Geheimniß, daß ich nur dem Könige

Fernando entdecken kann und darf, nachdem ich vorher aus seinem höchsteignen Munde sein königliches Wort erhalten, daß die eigenthümlichen Bedingungen, die ich im Namen der Herzogin stelle, von der Gnade des Königs erfüllt werden. Gerade diese Bedingungen kann nur der König erfahren und nur der König zugestehen. Ihr habt mich durch die Zugeständnisse in Bezug auf meine Standeserhöhung ganz zu dem Euerigen gemacht, und ich hoffe Ihr vertraut mir ganz, um so mehr als ich auch die zweite Dame nach Spanien schaffen werde."

„Gut denn! Ich vertraue Euch, Monsenjor, und werde nachher den Beweis davon liefern, indem ich Euch der Königin vorstelle. Euere Belohnung wird sich nur erhöhen, wenn Ihr auch die Frau van der Kapellen an unsern König abliefert. Wann gedenkt Ihr abzureisen?"

„Morgen, wenn Ihr wollt."

„So werde ich Euch einige Zeilen an den König schreiben. Hier ist Euer Reisegeld. Ihr werdet wahrscheinlich von meinen Freunden noch einige Aufträge erhalten. Vielleicht gibt Euch auch die Königin einen Brief an ihren durchlauchtigsten Vater mit, den sie bereits geschrieben hat. Ich kann Euch vertrauen, daß ich diesen wichtigen Brief abgefaßt habe. Er bedarf der geheimsten und sichersten Bestellung. Don Fernando, unser großer König, wird Euch unverzüglich als Don Antonio de Villaquiran anerkennen."

„Für die Erfüllung dieses meines sehnlichsten Wunsches werde ich dem Könige und Euch jeden Dienst leisten, den Ihr begehrt."

„Und ich begrüße Euch, Senjor, als Bruder und Glied meiner Familie."

Don Hernandez setzte sich, um den Brief zu schreiben, und Don Antonio überzählte mit höhnischem Lächeln die bedeutenden Summen, die ihm dieser Abend eingebracht,

und berechnete, wie viel er ihm noch ferner einbringen dürfte.

Der Brief ward gesiegelt und dem listigen Boten übergeben. Unterdessen war fast Mitternacht herangekommen, und Beide machten sich auf den Weg nach der Wohnung der Oberhofmeisterin in der Nähe des Schlosses.

Eine nur den Eingeladenen bekannte Parole öffnete die Thür.

Die meisten Anhänger des Königs von Aragonien waren schon versammelt, unter ihnen Conchillos, der Kammerherr der Königin Juana. Auch der Domdechant Pater Innocenz begrüßte mit kriechender Höflichkeit den eintretenden Hernandez. Dieser stellte zuerst der in sonniger Freundlichkeit strahlenden, dabei aber ihre steife Würde streng beobachtenden Wirthin und sodann sämmtlichen Anwesenden seinen Begleiter als Don Antonio de Villaquiran, seinen Bruder, vor und Alle bewillkommten das neue Mitglied ihres Bundes mit Freude und Ehrerbietung. Da Niemand in der Gesellschaft den emporgekommenen Zigeuner kannte und Donna Francesca, die allein wußte, wie es sich mit dieser Bruderschaft verhielt, natürlich alle Erörterungen vermied, so wurde den beiden Brüdern jede Verlegenheit erspart. Es begann bald ein schwelgerisches Mahl, gewürzt von den berühmten Feuerweinen Spaniens. Der Anfang wurde mit dem lieblichen Grenache von Sabayes in Aragon gemacht, und Conchillos brachte darin die Gesundheit Sr. Majestät des katholischen Königs von Aragon, rechtmäßigen Statthalters der Krone Kastilien, aus, in die Alle mit lautem Zurufe einstimmten. Dann folgte der Vino secco von Xeres und Pararet in Andalusien, Valderennas aus Mancha und San Lucar in Estremadura. Sobald aber die Tafel aufgehoben war, wurden neue Becher und Flaschen aufgesetzt, und nun leuchteten nach einander im goldenen Schein der kostbare süße, rothe

Tinto von Alicante, der dicke, süße, rothe Tintilla von Rota und der berauschende Malvasier von Malaga. Pater Innocenz saß zur Rechten, Antonio zur Linken des Don Hernandez. Der Pfaffe sprach dem feurigen spanischen Rebenblut wacker zu und munterte seinen Nachbar mit überhand nehmender zudringlicher Vertraulichkeit fort und fort zum Trinken auf. Antonio kostete nur mäßig die schwer flüssigen Sonnenkinder seiner Heimat.

Die Unterhaltung drehte sich um Nachrichten aus Spanien und Frankreich. Man brachte als Neuigkeit, daß der König des letztern Landes, Ludwig XII., der Freund des Königs Philipp, diesem die Zusage gemacht habe, er werde ihn bei einem Einfalle in Kastilien durch einen Angriff auf König Fernando zu seinem Gunsten auf der Seite von Roussillon sowol als von Neapel unterstützen. Andere wollten wissen, der König Philipp habe den berühmten Eroberer Neapels, den Großkapitain Gonsalvo, für seine Sache gewonnen und von Don Fernando abwendig gemacht, indem er Ansprüche auf Neapel, als von kastilischen Kriegern gewonnen, erhebe. Wieder Andere erzählten, der König Ferdinand habe um jene Infantin Juana, die von den kastilischen Ständen einst zu Gunsten ihrer Tante Isabella von der Thronfolge ausgeschlossene einzige Tochter des Königs Heinrich IV. von Kastilien (oder vielmehr der Königin, seiner Gemahlin, da man sie für eine ehebrecherische Frucht der Königin erklärt hatte), geworben, um sich durch sie in den unbestreitbaren Besitz der kastilischen Krone zu setzen; doch die Meisten erklärten dieses Gerücht für eine boshafte Erfindung der Anhänger Philipps, um dadurch Ferdinand zu schaden. Man bestritt dies und das, schimpfte und lobte nach der Parteiansicht, und das schwere spanische Blut wurde allmälig flüchtiger und lauter. Endlich erhob Don Ludovico Conchillos, der aragonische Kammerherr der Königin, die

Stimme und sprach feierlich: „Ich kann euch verkünden, daß alle diese Anstalten der Feinde unseres großen Königs durch ein Ereigniß zu nichte gemacht werden, welches sich gestern begeben hat. Ja, Don Fernando der Katholische wird unangefochten Regent und Verwalter von Kastilien verbleiben, wie es dessen große Königin auf ihrem Sterbebette in ihrem Testamente verordnet hat. Donna Juana, die rechtmäßige Erbin der kastilischen Königskrone, hat nämlich in einem eignen Handschreiben an ihren durchlauchtigsten Vater der Regierung zu dessen Gunsten entsagt."

Diese Kunde brachte eine starke Wirkung unter der Zuhörerschaft hervor, die sich auf die verschiedenste Weise äußerte. Mehrere fragten nach den nähern Umständen dieses außerordentlichen Schrittes, und ob König Philipp davon wisse.

„Wie könnt Ihr glauben, daß König Philipp, dieser ehrgeizige Herr, seine Zustimmung zu einer solchen Entsagung geben werde?" fuhr der Kammerherr fort. „Sie muß ihm natürlich vor der Hand auch noch ein tiefes Geheimniß bleiben, bis die Botschaft glücklich in Spanien angelangt ist. Es ist Don Hernandez de Villaquiran und mir mit Hülfe unserer verehrten und trefflichen Wirthin, deren Eifer für die gute Sache ich nicht genug rühmen kann, gelungen, Donna Juana von der Nothwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen, und Don Hernandez hat auf ihren Befehl den Brief an den katholischen König verfaßt. Wir haben uns in dieser Nacht hier versammelt, um die Abschrift oder vielmehr das Concept dieses wichtigen Briefes aus Don Hernandez' eignem Munde zu vernehmen."

Hierauf zog Don Hernandez ein Papier hervor und las den in den höflichsten, kindlich ergebensten Ausdrücken abgefaßten Brief der Königin Juana an ihren Vater vor,

worin sie der testamentarischen Bestimmung ihrer verstorbenen Mutter beipflichtete, der Krone Kastiliens entsagte, und die Regentschaft des Königreichs ihrem Vater bis zur Volljährigkeit ihres ältesten Sohnes des Prinzen Karl, übertrug.

Ein großer Jubel erhob sich nach Vorlesung dieses Schreibens in der Gesellschaft, und die Gläser wurden auf das Wohl der Königin, der gehorsamen Tochter, wacker geleert.

„Und wie wird der Brief schnell genug in unser Vaterland gelangen?“ fragte ein andalusischer Hidalgo.

„Die Königin hat ihn mir zur sichern Besorgung anvertraut,“ versetzte Conchillos, „und Pater Innocenz, unser geistlicher Freund, der sich als treuer Anhänger unsers Königs bewährt hat, hat sich erboten, das Schreiben durch einen sichern geistlichen Herrn nach Spanien zu besorgen.“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte Hernandez, „mein Bruder Antonio reist in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, in meinem und der Donna Francesca besonderm Auftrage an König Fernando nach Kastilien ab. Er hat bereits ein Schreiben von mir an die katholische Majestät in Empfang genommen; er wird den Brief der Königin eben so willig und sicher besorgen.“

Man stimmte diesem Vorschlage bei, und Conchillos zog das versiegelte Schreiben hervor und überreichte es Antonio, der sich der Gesellschaft mit seinem Ehrenworte verpflichtete, den Brief so schnell als möglich in die Hände des Königs Ferdinand zu legen.

Um die Fröhlichkeit ihrer Gäste auf's höchste zu steigern, verkündete jetzt Donna Francesca, daß die Königin ihr für diese Nacht einen heimlichen Besuch zugesagt habe, und daß sie, da Mitternacht vorüber sei, die Herrin jede Minute erwarte. Auch würden zu Ehren der hohen Frau mehrere andalusische Zigeuner, welche sich eben in Brüssel

aufhielten, Nationaltänze aufführen. Sie seien schon im Hause und warteten nur auf die Ankunft der Königin. Das Entzücken der Gäste über diese Nachricht beschloß, Donna Juana mit einer altkastilischen Romanze zu begrüßen, da ihr mit nichts mehr Freude gemacht werden konnte, als mit Musik und Gesang; schnell wurde eine von Donna Francesca herbeigeholte Mandoline in Stand gesetzt, deren Töne den Gesang begleiten sollten. Donna Francesca, Don Hernandez und der Kammerherr verfügten sich an die Hausthür, und bald verkündete ein Geräusch den in gespannter Erwartung verweilenden Gästen die Ankunft Juana's. Alle erhoben sich, und, sowie die Königin auf die Schwelle des Zimmers trat, begannen sie den Gesang, wodurch die hohe Frau auf's Angenehmste überrascht wurde. Sie trat in ihrer gewöhnlichen tief schwarzen Kleidung herein, ihren geliebten Don Cesar auf dem Arme, der sich zum stattlichsten Kater in der Christenwelt herangemästet hatte, und den sie nie missen konnte, wollte sie eine frohe Stunde haben. Nur zwei Dienerinnen begleiteten sie, die ihr die großen Schleier von Haupt und Schultern nahmen. Die schwarze Matty war dabei und trug ihre Laute. Donna Juana verneigte sich linkisch und unbehülflich und begrüßte, nach beendigtem Gesange, die einzelnen Herren mit freundlichen Mienen und Worten, zeigte ihnen ihren Kater und lobte seine hohen Tugenden und glänzenden Eigenschaften. Nichts an ihr verrieth jenen tiefen Trübsinn, der sich schattenhaft über ihre Seele gelagert hatte. Die entzückten Spanier füllten die Gläser und überreichten ihr einen mit dem köstlichsten Tinto gefüllten goldenen Becher und tranken mit stürmischem Jubel ihre Gesundheit. Sie erwiderte die Höflichkeit mit Dank, indem sie den Becher auf das Wohl ihrer Landsleute kredenzte.

Jetzt öffnete sich die Thür wieder, und unter der lär-

menden Musik des Trommelscheits, der Kastagnetten und einer Pansflöte hüpften die Zigeuner in ihrem malerischen Costüm herein und führten einen ihrer malerischen Tänze auf. Alle spanischen Augen leuchteten vor Entzücken; die Königin stieß zu wiederholten Malen kurze Freudenlaute aus, die Becher wurden immer fleißiger geleert, und bald bemächtigte sich eine Art Wonnetaumel der ganzen Versammlung. Die wilde Zigeunermusik verfehlte ihre Wirkung auf die Königin nicht. Alle romantische Zauber ihres Geburtslandes, alle süße Erinnerungen ihrer Jugend traten in heller Farbenpracht vor ihre sonst umnachtete Seele. Sie sprang plötzlich mitten unter die Zigeuner und tanzte mit ihrer Katze wie mit einem Kinde; die ernsthaftesten Edelleute legten ihre kalte Würde ab, sprangen, tanzten, umarmten sich und überließen sich einer ausgelassenen Lustigkeit. Antonio, der sich mit der an der Thüre lauschenden Matty durch ein paar Blicke verständigt hatte, stahl geschickt seinem berauschten Bruder das Konzept des Briefes aus der Tasche und steckte es ebenso schnell der Negerin zu, die es im Busen verbarg.

Jetzt mußte auch Matty auf der Laute spielen. Sie wählte eine schwermüthige maurische Romanze, wie sie damals von Spanien nach Flandern gekommen waren, und die Königin vergoß Thränen der süßesten Lust. Niemand hatte sie jemals so bewegt gesehen. Erst gegen Morgen entfernte sie sich wieder mit ihrem mürrischen Kater und ihren Dienerinnen. Auch die Gäste rüsteten sich zum Aufbruch.

„Gebt mir doch das Konzept des Briefs der Königin an ihren Vater," sagte Antonio zu Hernandez, „ich will es abschreiben und in Kastilien verbreiten. Es wird eine schnelle und gute Wirkung thun."

„Das ist ein guter Einfall," versetzte Hernandez und

griff nach dem Papier. Es war verschwunden. Bestürzt suchte er es vergebens in allen Taschen.

„Ihr müßt es verloren haben!" rief Antonio, „aber ich gehe nicht eher, bis es aufgefunden ist; ich muß es haben."

Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde rege. Alle suchten, Niemand fand es.

„Dann ist ein Verräther unter uns!" schrie Antonio und stellte sich ganz ungeberdig. „Jeder von uns muß sich untersuchen lassen und ich bitt' Euch mit mir anzufangen." Er wandte alle seine Taschen um, und nur die beiden versiegelten Briefe an den König von Aragon kamen zum Vorschein. Durch dieses meisterhafte Spiel ließ er auch nicht den entferntesten Verdacht an seinen Verrath in den Seelen der Andern aufkommen. Die Untersuchung lieferte natürlich kein Resultat, und man kam einstimmig zu der Annahme, ein Glied der Zigeunergesellschaft müsse das Blatt entwendet haben. Sogleich brachen mehrere auf, sie in ihrer Herberge heimzusuchen und ihnen das Papier wieder abzupressen. Hernandez tröstete sich, daß es mit keiner Unterschrift versehen sei und im äußersten Falle Niemand wissen könne, wer es geschrieben habe.

Aber noch hatte er am folgenden Morgen seinen Rausch nicht ausgeschlafen, als er von königlichen Häschern aus dem Bette gerissen und zu Gefängniß gebracht wurde. Auf die schnell sich verbreitende Nachricht von seiner Einkerkerung flohen einige der Vornehmsten jener nächtlichen Gesellschaft eiligst aus Brüssel, Andere wurden durch den strengen Befehl des wüthenden Königs verwiesen und mußten am folgenden Tage die Stadt verlassen. Donna Francesca erhielt Hausarrest, die Königin Wachen vor ihre Gemächer, die Niemand zu ihr lassen durften. Sie versank sofort in ihren alten tiefen Trübsinn, saß wochenlang auf

einem Sessel, starrte auf eine Stelle, sprach kein Wort und nahm selten etwas Weniges von Speise und Trank. Dann ging der Trübsinn, wie immer, in Wahnsinn über, und sie beging die kindischsten und thörichtsten Handlungen. Allen Spaniern wurde bei Todesstrafe verboten, sich ihr zu nähern.

Antonio Cebes reiste einige Tage nachher, reich belohnt vom Könige, ab, angeblich im Auftrage desselben nach Portugal, aber er hatte den Originalbrief der Königin und den Brief des Don Hernandez an den König behalten.

Den Pater Innocenz strafte der König mit Verachtung.

3.

Unerwartete Wendung.

Die mitternächtliche Gesellschaft bei der Oberhofmeisterin hatte keine falschen Kunden erhalten; König Philipp hatte mit Hülfe seines Vaters und seiner Freunde bedeutende Anstalten getroffen, den König Ferdinand den Katholischen aus seiner wichtigen Stellung als Regent des Königreichs Kastilien, des reichsten und mächtigsten Landes der Welt, zu verdrängen und auf dessen kleines und unbedeutendes Königreich Aragonien zu beschränken. Der geschickteste und thätigste dieser Freunde war jener Don Juan Manuel de Campos, spanischer Gesandter am Hofe des deutschen Königs, der Sproß eines der angesehensten und ältesten kastilischen Adelshäuser und aus der Intriguenschule Ferdinands als ein Meister hervorgegangen, der die erlernten Künste nun mit Glück gegen den Lehrer selbst anwandte. Man sagte, Don Manuel habe seit lange einen

glühenden Haß gegen den König von Aragon unter der Maske der tiefsten Ergebenheit verborgen, bis Isabella vom Schauplatz abgetreten, und dieser Haß sei daraus entsprungen, daß seine Jugendgeliebte vom Könige Mutter geworden sei. Genug, Manuel nahm den offenherzigen, jeder Ränkesucht fremden Philipp in die Lehre und es ist nicht zu läugnen, daß der geradsinnige Oestreicher bald gute Fortschritte in der Staatskunst der Könige machte. Obgleich Don Manuel die strengsten Befehle König Ferdinands erhielt, auf seinen Posten nach Innsbruck zurückzukehren, so blieb er doch in Brüssel und war in kurzer Zeit der erklärte Günstling des jungen, vergnügungssüchtigen, arbeitsscheuen und vom ungezügeltsten Ehrgeiz besessenen Königs. Alles, was hier gegen den aragonischen König geschah, ging von dessen eigenem Gesandten aus, und Don Manuel operirte mit Glück, weil er mit großer Geschicklichkeit verfuhr. Nach seiner Angabe hatte sich Philipp an den „großen Feldherrn" Don Gonsalvo, ebenfalls einen gebornen Kastilier, gewandt, Neapel als kastilische Eroberung beansprucht und Gonsalvo hatte sich gerade nicht abgeneigt gezeigt, Philipp als seinen rechtmäßigen Herrn anzuerkennen; auf gleiche Weise hatte Manuel Verbindungen mit den mächtigen kastilischen Ricos Hombres angeknüpft, welche fast souverainen Fürsten gleich zu achten waren, und ihnen Hoffnungen oder Versprechungen in Bezug auf ihre alten, von Ferdinand und Isabella geschmälerten Vorrechte, vorzüglich aber auf die Aufhebung der Allen verhaßten Inquisition gemacht. Der König von Frankreich war durch neue Unterhandlungen zu wichtigen Zusagen militärischer Hülfe veranlaßt worden. Es war nicht zu verkennen, Philipps Wagschale sank durch das Gewicht Manuels und der staatskluge Ferdinand wurde emporgeschnellt. Es wurden im Laufe des Sommers große und kostspielige Anstalten zur Reise nach Kastilien gemacht,

welche wiederum durch Frankreich gehen sollte. Zwei Dinge sollten in den Niederlanden erst noch beseitigt werden: die Niederkunft der hochschwangern Königin, auf welche Philipp seit jenem an ihren Vater geschriebenen Brief einen schier wüthenden Haß geworfen hatte und sie gänzlich vernachlässigte, und die Demüthigung des Herzogs Karl von Geldern oder, wie man ihn am burgundischen Hofe nur nannte, des Grafen Egmont.

Die Geldrischen Händel waren schon über dreißig Jahre alt und stammten noch vom Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, Philipps mütterlichem Großvater. Dieser hatte nämlich das Herzogthum Geldern von dessen rechtmäßigem Herrn, dem Herzog Arnold, Grafen von Egmont, gekauft. Dieser Arnold war von seinem Sohne Adolf, einem wilden, grausamen und herrschsüchtigen Menschen, auf das schmählichste behandelt und gefangen gehalten worden, um ihn zur Abtretung der Regierung zu zwingen. Aber der verabscheuungswürdige Sohn erreichte seinen Zweck nicht. Karl der Kühne kaufte das Land dem schwergekränkten Greise ab, und Adolf ward in einer harten Haft zu Cortryk gehalten. Aber er hatte einen achtjährigen Sohn Karl, welchen die geldrischen Unterthanen, von einem schönen Rechtsgefühl geleitet, als ihren wahren und rechtmäßigen Oberherrn erkannten, indem sie den von seinem Großvater bewirkten Verkauf des Herzogthums an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund verwarfen und sich der Besitzergreifung desselben mit bewaffneter Hand widersetzten. Karl der Kühne überzog sie mit einem mächtigen Heere und trieb die widerspänstigen Städte zu Paaren. Den jungen Karl von Egmont ließ er in Gent erziehen. Als nach Karls des Kühnen Tode der ränkevolle Ludwig XI. von Frankreich die Prinzessin Maria, Erbin von Burgund, mit Krieg drangsalte, holten die Flanderer den Herzog Adolf aus dem Gefängniß zu Cortryk, machten

ihn zu ihrem Feldherrn und versprachen ihm die Erbin Maria zur Gemahlin; er ward aber bei der Belagerung von Dyrnok von den ausfallenden Franzosen erschlagen. Nun fielen die Geldrer seinem Sohne Karl wieder zu und erhoben ihn, der ohnmächtigen Maria gegenüber, zu ihrem Herzog, wozu ihm seine Geburt auch das vollgültigste Recht verliehen hatte. Erzherzog Maximilian machte ihm aber später als Maria's Gemahl das Herzogthum streitig, und Karl, der als sechszehnjähriger Jüngling im burgundischen Heere gegen die Franzosen diente, gerieth in die Gefangenschaft des Königs Karl VIII. von Frankreich. Nach vier Jahren, als König Karl mit König Maximilian in Streit gerathen war, schickte er den jungen Grafen Karl von Egmont nach Geldern und reizte ihn an, das Herzogthum als sein Erbe in Besitz zu nehmen, versprach ihm auch zur Behauptung desselben jegliche Unterstützung. Die Geldrer begrüßten ihn freudig als ihren rechtmäßigen Herrn, huldigten ihm, bezahlten ihm die Steuern und verjagten Maximilians Amtleute. Maximilian brachte ein Heer gegen ihn auf, die französische Hülfe blieb aus, Karl konnte sich nicht halten. Er legte sich auf's Bitten und der gutmüthige Max bestellte ein Schiedsgericht der vier rheinischen Kurfürsten und des Bischofs von Straßburg, um zu entscheiden, wem Geldern gehöre. Das Gericht sprach es dem deutschen Könige zu, und Karl floh wieder nach Frankreich, suchte und fand Hülfe, bemächtigte sich mehrer geldrischen Städte und beunruhigte die Niederlande eine lange Reihe von Jahren hindurch. Er genoß stets heimliche Unterstützung des Königs Ludwig XII. von Frankreich und zwar ganz zu derselben Zeit, als dieser König sich in die innigsten Bündnisse mit dem Erzherzog Philipp begeben hatte. Das war die Politik der Könige dieses Jahrhunderts. Mehr noch aber bewirkte die treue Liebe des geldrischen Volks, das seinem jungen Herzog mit unerschütterlicher Standhaftig-

keit anhing und sich nur gezwungen unter die burgundische Herrschaft fügte.

So war denn auf König Maximilians Veranlassung der Krieg gegen Karl von Egmont im Jahre 1504 wieder erneuert worden und Philipp selbst zu Felde gezogen. Er hatte mehrere Städte eingenommen, aber Karl hatte sich doch behauptet und der Winter stellte wieder Alles in's Ungewisse. Nun kamen die wichtigern kastilischen Angelegenheiten dazwischen. Aber Philipp wollte nicht eher nach Spanien gehen, bis Karl von Egmont aus Geldern vertrieben sei. Die Geldrer hatten am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahres die Grenzen von Holland und Brabant sehr beschädigt und die Schifffahrt auf der Maaß unsicher gemacht. Die Holländer waren ihnen nichts schuldig geblieben, und die Unruhe nahm kein Ende. Nachdem nun König Philipp von Hagenau zurückgekehrt war, brachte er durch ernstliches Aufgebot in allen Provinzen ein ansehnliches Heer zusammen und rückte Mitte Juli damit nach Geldern. Die Stadt Grave an der Maaß an der Grenze des Landes nach Nord-Brabant öffnete ihm die Thore und mehrere kleinere Städte folgten ihrem Beispiel. Aber die größeren Städte, als Nimwegen, Roermond, Venloo, Zuitphen, Bommel, Tilet und Arnheim hielten dagegen in der Treue an ihrem angestammten Herzog fest, und die letztere Stadt wurde vom König Philipp eingeschlossen und belagert.

Der König hatte mit seinen Günstlingen und Freunden das nahe Schloß Rosenthal als Hauptquartier bezogen. Unter ihnen befand sich auch Don Manuel. Die leichtsinnigen und verschwenderischen Vergnügungen des burgundischen Hofs waren ihm gefolgt und durchrauschten Tag und Nacht das sonst einsame Schloß. Eine Abtheilung des Heeres war nach dem Schlosse Hattem aufgebrochen, wo der Herzog von Suffolk wohnte. Der König erwar-

tete von dort stündlich Nachricht. Es waren alle Anstalten getroffen, um das aufrührerische Land, wie man das Herzogthum Geldern im burgundischen Lager nannte, in kurzer Zeit zum Gehorsam zu bringen, und der König war erfreut über die guten Aussichten. Er erfuhr durch seine Anhänger und Spione, daß Karl von Egmont fast an alle deutsche Fürsten um Hülfe geschrieben habe, aber überall abgewiesen worden sei; es ging die Nachricht ein, daß er sich mit den flehentlichsten Bitten an den König von Frankreich gewendet, aber auch bei diesem nicht glücklicher gewesen war; im Gegentheil kam ein Brief des burgundischen Gesandten am französischen Hofe auf Schloß Rosenthal an König Philipp an, welcher die freundlichsten Gesinnungen und Versprechungen des Königs Ludwig sowie dessen Kriegsrüstungen gegen Ferdinand den Katholischen, wozu die Generalstaaten reichliche Mittel bewilligt hatten, vermeldete. Und in denselben Tagen brachte Don Manuel seinem jungen Könige eine geheime Botschaft aus Kastilien, die besagte, daß nun fast alle kastilische Großen von Ferdinand abgefallen seien, wodurch sich dieser in der äußersten Verlegenheit befinde und sich, sobald Philipp das Land betreten würde, keine Stunde lang als Regent halten könne. Auch das Gerücht, König Ferdinand wolle sich mit der Infantin Juana, die man von ihrem angeblichen Vater Beltraneja nannte, vermählen, kam nach Rosenthal, und gab wenigstens Kunde von Ferdinands mißlicher Lage. Diese Nachrichten verbreiteten die größte Freude und König Philipp, den das Glück zu seinem Günstling ausersehen zu haben schien, ordnete ein glänzendes Fest an. Er ließ dazu Damen aus der Umgegend einladen, ja die leichtfertigen niederländischen Sitten führten vornehme Frauen aus dem benachbarten Nordbrabant herbei; einige Hofdamen waren ihren Männern und Liebhabern sogar von Brüssel gefolgt. Während die unglückliche Königin im Schlosse

zu Brüssel eingesperrt und von den Banden des düstersten Wahnsinns gefesselt war, überließ sich ihr leichtsinniger Gatte allen schwelgerischen Genüssen; denn auch er hatte eine neue Geliebte unter den im Schlosse Rosenthal anwesenden Hofdamen. Mitten in die rauschenden Vergnügungen des Festes trat ein Bote mit der Meldung, daß das Schloß Hattem eingenommen und der Herzog von Suffolk gefangen worden sei. Der König gab sogleich Befehl, den vornehmen Gefangenen mit allen Ehrenbezeigungen nach Rosenthal zu bringen. Am vierten Festtage langte der englische Herzog mit einer Begleitung flandrischer und brabantischer Edeln an und wurde am Thore von Wilhelm von Croy begrüßt, der ihn sogleich zum Könige führte. Bei diesem befand sich Don Manuel, der in Gemeinschaft mit Croy alle Regierungsgeschäfte besorgte.

Der Herzog von Suffolk war eine hohe, äußerst edle und kräftige Gestalt. Einfach und schier unter seinem Stande gekleidet, bekundete seine Erscheinung und sein einfaches, würdevolles Benehmen doch sogleich den durch Geburt und Gesinnung gleich vornehmen Mann. Graue Locken hingen in seinen Nacken und ließen eine gewölbte, gedankenreiche Stirn frei, zu der ein tiefliegendes, ruhiges Auge und eine große gebogene Nase trefflich paßten. Der König ging ihm mit Ehrerbietung entgegen und führte ihn zu dem Polsterbette, auf welchen sie Beide Platz nahmen.

„Die wechselnde Kriegsfortuna," begann der König, „verschafft mir die Freude, Ew. Liebden als meinen Gast beherbergen zu können."

„Ew. Majestät ist sehr artig, ihren Gefangenen Gast zu nennen," versetzte Suffolk ernst. „Ich bin auf Euern Befehl hier, nicht auf Euere Einladung."

„Ein Gefangener, den man ehrt, dem man zu seinem schmählich unterdrückten Rechte verhelfen möchte, dürfte sich wol als Gast, ja, ich meine, als Freund betrachten. Ich

heiß' Euch auf's freundlichste willkommen in Schloß Rosenthal!"

„Ich danke Ew. Majestät auf's freundlichste und bin Euch in Sonderheit verbunden für die theilnehmende Gesinnung, die Ihr mir erst schon, eh' ich in dies abhängige Verhältniß zu Euch gerieth, durch den geehrten Baron von Croy habt an den Tag legen lassen."

„Es kommt auf Euch an, Herzog Suffolk, diese Gesinnung für Euch in That zu verwandeln. Wer Euer klares Recht auf den englischen Thron kennt und ein Rechtsgefühl in der Brust hat für unterdrückte, verfolgte Unschuld und die bündigsten Ansprüche, wird Euch gewiß nach Kräften beispringen, um Euch zu Recht und Besitz zu verhelfen. Kastilien, Burgund und Oestreich reichen Euch in mir die Hand, mein Vater ist Euch wohlgesinnt, Frankreich ist mein innigster Verbündeter und wird auf meinen Wunsch zu Euerer Hülfe bereit sein. Die mächtigsten Reiche Europas springen Euch bei, Euch die Krone, die Euch gehört, auf's Haupt zu setzen. Und in England habt Ihr viele und mächtige Freunde und Anhänger. Der Geiz und die Parteilichkeit des Usurpators sind verhaßt."

„So lockend die Aussicht, sie erscheint zu spät für mich," sagte Suffolk ruhig. „Wäre sie zwanzig Jahre früher gekommen, vielleicht wär' ich ihr nachgegangen. Ew. Majestät ist jung und vom glühenden Eifer der Jugend beseelt, das Höchste und Glänzendste zu erstreben. Ich bin ein alter Mann, der sich des Ehrgeizes abgethan und keinen Wunsch weiter hegt, als in's Vaterland zurückkehren zu dürfen, um dort seinen Sarg aus demselben Holze zimmern zu lassen, aus welchem seine Wiege geschnitzt wurde. Ich dank' Euch herzlich für Euern guten und schönen Willen, mein König und Herr, aber ich liebe England zu sehr, ich hab' es zu schmerzlich zucken und bluten gesehen in den wilden und furchtbaren Kämpfen der weißen

und rothen Rose, als daß ich es, um meines Rechts willen, noch einmal den Greueln des Bürgerkriegs preisgeben sollte. Ja wenn ich sogar die sichere Gewährschaft hätte, daß ich die, wie Ihr sagt, mir gebührende Krone von Heinrichs von Richmond Haupte reißen und das meinige damit schmücken würde, sie würde mir zu theuer erkauft sein mit dem Blute auch nur eines einzigen Engländers. Wer, wie ich, sein Leben der stillen Wissenschaft geweiht und ihre hohen Genüsse gekostet hat, wer in tiefster Zurückgezogenheit in ihrem Dienste alt geworden ist, trägt kein Verlangen mehr nach einer Krone. Ich sehne mich wol nach England — ach! unaussprechlich — aber nicht um sein König, sondern um sein ruhigster, den Gesetzen gehorsamster Bürger zu sein."

„Ihr mögt beneidenswerth sein, um Euere Resignation," sagte Philipp unwillig, „doch wahrlich, ich bin's nicht, der Euch beneidet. Ich wünsch' Euch von Herzen, daß König Heinrich Euere Gesinnung kennen lerne, um Euern bescheidenen Wunsch zu erfüllen."

„Dazu hab' ich längst alle Hoffnung aufgegeben."

„Nun so laßt Euch's so wohl sein in meinem Lande, als Ihr vermögt."

Der König stand auf und verbeugte sich. Der Herzog trat ab und wurde auf seine Zimmer gebracht. Er nahm zwar die Einladung zur Tafel an, aber ohne Lust und Leid. Ein von schwerem Schmerz geprüftes und über das irdische Treiben erhabenes Herz, paßte er nicht zu den Festgelagen auf Rosenthal; das Erscheinen seiner ernsten, kummervollen Gestalt würde die Freude gedämpft, wenn nicht gar verscheucht haben. Philipp bestimmte ihm das Schloß zu Namur zu seinem Aufenthalt und wies ihm ein ansehnliches Jahrgeld an. Am folgenden Morgen ging Suffolk an diesen seinen Bestimmungsort ab.

Um den kleinen Verdruß, den ihm der Herzog von

Suffolk bereitet, zu verwinden, gab der König seinen Gästen ein glänzendes Ringstechen mit Banket, wobei die das burgundische Heer begleitenden kastilischen Ritter sich auf das vortheilhafteste hervorthaten. Philipp liebte es, auf diese Weise der ritterlichen Gewandtheit und Tapferkeit seiner kastilischen Anhänger zu schmeicheln und ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, ihre hohen und weltberühmten Vorzüge leuchten zu lassen. Es schien, als sollte an seinem Hofe noch einmal die Tugend des Ritterthums vergangener Jahrhunderte, wie sie sich in Kastilien und Leon erhalten hatte, zur Blüte kommen, die in den Niederlanden mit Karl dem Kühnen verwelkt und für die das vom Handelsgeist des Bürgerthums befruchtete Land kein geeigneter Boden war. Kein brabantischer Adeliger begünstigte die Kastilier und ihr romantisch ritterliches Wesen mehr, als Wilhelm von Croy, gleichsam der letzte Ritter der Niederlande, und ihn sah man stets mit den Rittern aus der fernen Halbinsel in die Schranken reiten, um eine Lanze mit ihnen zu brechen. Der König selbst, obgleich als burgundisches Kind weichlicher erzogen und üppiger lebend, als sich mit den harten und anstrengenden Leibesübungen des wahren Ritterdienstes vertrug, verschmähete es doch nicht, zuweilen geharnischt sein Roß zu besteigen und an den Spielen Theil zu nehmen, die den schwärmerischen Geist des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnen. Aber er fand sich in der That schlecht in die ernste und waffenkräftige Rolle eines Kastiliers; der heitere, üppige und genußsüchtige Geist des Niederländers war und blieb ihm eigen. Der verwöhnte Sohn des reichsten Handelsvolks und des sechszehnten Jahrhunderts konnte sich nicht nach Lust und Belieben um drei Jahrhunderte zurückversetzen oder sich das innerste Wesen eines Volkes aneignen, das im begeisterten Kampfe mit den Ungläubigen für den katholischen Christenglauben sich auf der Höhe jenes

Ritterthums erhalten hatte, und zu dessen König er durch eine seltsame Fügung des Geschicks berufen war. In der That konnte man nicht leicht stärkere und schroffere Gegensätze in allen Lebensbeziehungen sehen, als zwischen den Niederländern und Kastiliern stattfanden. In Philipps Stammlande sprach sich überall der Geist der Reformation in Kirchensachen aus, und der strengkatholische Glaube hatte nirgend schlechtere Anhänger und Vertheidiger als hier; in Kastilien wachte der finstere Geist der Inquisition, wie ein mörderischer Nachtvogel, über die strengste Reinheit der festgestellten Glaubensformen und verdammte Jeden zum Scheiterhaufen, harten Bußen oder Landesverweisung, der durch ein Wort verrieth, daß er eine davon abweichende Ansicht hege. — Der Niederländer huldigte den freiesten Sitten, und die Verschmähung der gesetzlichen Form in der Vereinigung der beiden Geschlechter war eine Modesache, der die Frauen ebenso stark huldigten, wie die Männer, ohne dadurch dem Tadel eines verletzten öffentlichen sittlichen Gefühls, das in Wahrheit gar nicht vorhanden war, anheimzufallen; der Kastilier hielt mit der äußersten Strenge auf Keuschheit und Sittenreinheit, und die Heiligkeit der Ehe stand ihm so hoch, daß Isabella, die verstorbene Königin von Kastilien, die Krone allein diesem das ganze Volk durchdringenden Sittlichkeitsgefühl verdankte, auf welche Juana, die Tochter ihres Bruders und Vorgängers, des Königs Heinrich IV., ein weit näheres und begründeteres Recht gehabt hatte. Da sich aber einmal der Verdacht im Volke gegen die Königin, Heinrichs leichtfertige Gemahlin, festgesetzt hatte, nicht der König, sondern sein schöner Günstling Beltran de la Cueva, Herzog von Albuquerque, sei Juana's Vater, was nicht nur durch nichts bewiesen werden konnte, wogegen sogar Wahrscheinlichkeitsgründe stritten, so verwarfen die Cortes diese Juana als Nachfolgerin und übertrugen die Krone

Isabellen, der Schwester des Königs. — Der Niederländer war gewerbthätig und handelsspekulativ, und Künste und Wissenschaften blüheten in seinen Städten; der Kastilier verachtete Gewerbe und Handel und wußte nichts von ihrer Blüte, der lebensschmückenden Kunst, der geisterhebenden Wissenschaft. — Der Niederländer war leicht, fröhlich, schnell bewegt und wandelbar wie das Meer, dem er seinen Reichthum verdankte; der Kastilier zeigte einen finstern Ernst, abgemessene Steifheit, eine bis zum Lächerlichen getriebene Förmlichkeit und äußerste Charakterstrenge. Und über dies üppige Marschvolk und dies keusche Bergvolk, einander so fremd und so weit entfernt, sollte nun ein König herrschen und dieser erste König sollte der leichtsinnige Philipp, der echte Sohn der Niederlande sein!

Das Banket brauste in wilder Schwelgerei, als der König von einem Pagen benachrichtigt wurde, es sei soeben ein Mann auf schweißbedecktem Rosse vor das Schloß gesprengt, der um kurze Audienz bitte, da er Nachrichten von der äußersten Wichtigkeit überbringe. Philipp befahl, denselben auf ein Zimmer zu führen, wohin er sich ebenfalls sogleich begab. Er war nicht wenig erstaunt, den Zigeuner Antonio vor sich zu sehen, den er in Portugal wähnte.

„Nur ein außerordentliches Ereigniß hat mich vermocht, von Blois so eilig zurückzukehren, daß ich den Weg in drei Tagen zurückgelegt habe," sagte Antonio sich verneigend, „um Ew. Majestät wirksamst zu dienen."

„Was ist geschehen?" fragte der König bestürzt.

„Der König von Aragonien hat durch einen heimlichen Gesandten beim Könige von Frankreich um die Hand ihrer beiderseitigen Base*), der schönen Gräfin Germaine

*) Germaine von Foix war die Tochter Maria's von Orleans, Schwester Ludwigs XII. von Frankreich, und Johanns von Foix, Fürsten von Narbonne. Dieser Johann aber war der Sohn der

von Foix, anhalten lassen; er hat die Zusage König Ludwigs erhalten, und ein Bündniß beider Könige zu Ew. Majestät Verderben ist im Werke. Der spanische Gesandte ist mit dem Jawort abgereist, und nächstens wird eine große öffentliche spanische Gesandtschaft in Blois eintreffen, das neue Bündniß zum Abschluß zu bringen."

Der König starrte den Sprecher wie ein Geistesabwesender an; sein Gesicht hatte sich entfärbt, und seine blau gewordenen Lippen zitterten. Endlich rief er mit Anstrengung: „Mensch, du lügst, das hat dir der Teufel eingegeben, mich zu erschrecken."

„Ich kann Euch jeglichen Eid schwören, daß ich die Wahrheit sage. Auch werdet Ihr bald genug die Bestätigung meiner Nachricht erfahren. Denn ich wette darauf, sie ist heute schon keiner Seele am französischen Hofe ein Geheimniß mehr."

„Es ist ja nicht möglich! Es kann nicht sein!" wüthete jetzt Philipp. „Die beiden Todfeinde sollten sich verbunden haben, mir die kastilische Krone zu entreißen! König Ludwig sollte vergessen haben, daß dieser falsche Ferdinand es war, der ihn um die Hälfte von Neapel betrog! Ludwig sollte vergessen haben, daß ihn die heiligsten Verpflichtungen an mich und meine Sache binden, der er noch vor wenig Wochen die schönsten Zusicherungen gemacht hat! Nein, nein, so treulos, so falsch kann König Ludwig nicht sein!"

„Ihr vergeßt, daß dieser König die wachsende Macht des Hauses Oestreich mit neidischem, ängstlichen Auge betrachtet. Liegt denn nicht Frankreich zwischen Kastilien und Burgund?"

übelberüchtigten Leonore, Gastons von Foix Gemahlin, Königin von Navarra. Und diese Leonore war Ferdinands des Katholischen Schwester. König Ferdinand war also Germaine's Großonkel, König Ludwig ihr Geschwisterkindsvetter.

„Und dieser schlaue Ferdinand sollte so unklug sein, seine so ängstlich bewahrte Ehre durch eine so enge Verbindung mit Frankreich auf's Spiel zu setzen und sich die kastilischen Granden noch mehr zu entfremden? Der angehende Greis sollte das stolze, französische Kind als Gemahlin auf seinen Thron setzen? So unklug ist Ferdinand nicht."

„Ihr vergeßt, daß ihm schier kein anderes Mittel übrig bleibt, um sich die Regentschaft Kastiliens zu sichern. Er hat jetzt nur im Sinn, Euch zu schaden und von der Herrschaft Kastiliens fernzuhalten. Seinen eignen Schaden sieht er nicht."

„Und ich, der ich vor zwei Jahren in Blois fast den Tod davon hatte, als ich Frieden stiften wollte zwischen diesen beiden Königen, der ich mein deutsches Rechtsgefühl verhöhnt und mich Lügen gestraft sah von dem „staatsklugen" Ferdinand, ich sollte jetzt von diesen beiden Königen verrathen und verkauft sein? Es ist nicht möglich, oder die Hölle selbst hat diesen Plan ausgeheckt."

„Nehmt Euere Maßregeln danach, diesen Plan zu vereiteln. Nicht vergebens bin ich so sehr geeilt, Ew. Majestät davon in Kenntniß zu setzen."

Der König ließ augenblicklich den Don Manuel und den Pfalzgrafen Friedrich rufen und theilte ihnen die erhaltene seltsame Mähr mit, die ihm so ganz unglaubhaft vorkam. Beide Günstlinge erschraken. Auf einen solchen Schritt Ferdinands war keiner vorbereitet gewesen; er hatte gar nicht in den Grenzen ihrer Möglichkeitsberechnung gelegen.

„Sieh da!" sagte der Pfalzgraf endlich trocken, „die kleine Zigeunerprinzessin hat es in Blois Ew. Majestät vorausgesagt, die Gräfin Germaine würde Euere Feindin werden."

Der König fuhr, wie vom Blitz berührt, auf: „Wahr-

lich, du hast Recht, Friedrich! Wer hätte damals geahnt — und es sind erst drittehalb Jahre — daß sich diese Prophezeiung so seltsam erfüllen würde! Bei Gott, es fehlt nicht viel mehr, so ist schon Alles eingetroffen! Die beiden schönsten Blumen des französischen Hofes, die mich damals so sehr entzückten, sind an alte Könige verschleudert worden. Die Zigeunerin sagte Anna zwei Kronen zu, und sie hat sie erhalten; sie prophezeite der hinkenden Germaine ich weiß nicht wie viel Kronen, und, ihr schlauer Großonkel will sie ihr auf das niedliche Haupt setzen. Nun glaub' ich es, die Zigeunerin hat wahr geredet. Aber was ist nun zu thun, Don Manuel, gegen diesen unerwarteten Schlag?"

„List gegen List, Falschheit gegen Falschheit, Majestät. Ihr seht, wie die Könige zu handeln pflegen. Ihr müßt Euch schon bequemen zur echten Königsrolle. Vor allen Dingen müßt Ihr diesen Krieg so rasch als möglich zu Ende bringen, damit wir von dieser Seite nicht behindert sind, und König Ludwig nicht schnell dem Herzog von Geldern mit starker Hülfe beispringt. Denn nun muß Ew. Majestät auf jeden feindlichen Schritt von französischer Seite gefaßt sein."

„O, über die abscheuliche Falschheit dieser Könige!" rief Philipp mit dem Tone des gerechtesten Unwillens.

Antonio erzählte auf Befehl ausführlich, wie er hinter die Werbung des aragonischen Königs gekommen war.

„Ich rastete einige Tage in Blois und spionirte nach Nachrichten zu meinen Zwecken; ich habe am französischen Hofe manchen Bekannten unter Hohen und Niedern. Da war ich nicht wenig erstaunt, auf ein Paar spanische Landsleute zu stoßen. Bald erfuhr ich, daß der Herr, den sie als Dienerschaft begleitet, ein Mitglied des königlichen Raths von Aragon sei; ein katalonischer Mönch Don Juan de Enquera. Bald darauf sah ich diesen Herrn mit dem

blutjungen Grafen Gaston de Foix*), dem Bruder der Gräfin Germaine, und dem Herzog von Bourbon gehen. Ich erfuhr, daß der spanische Mönch eine geheime Botschaft seines Königs an den König Ludwig gebracht habe. Er war sehr gnädig empfangen und behandelt worden, und die Hofleute machten ihre Bemerkungen dazu. Es war allgemein das Gerücht am Hofe verbreitet, der König Ferdinand habe um die Prinzessin Donna Juana, die man die Beltraneja nennt, geworben und eine Gesandtschaft in das Kloster nach Portugal geschickt, wo sie Nonne ist, damit sie als seine Gemahlin ihre alten Ansprüche auf die kastilische Krone erneuere. Er habe aber eine abschlägige Antwort erhalten. Niemand konnte sich damit die Gesandtschaft an den französischen Hof zusammenreimen. Bald aber flüsterte man sich das Geheimniß in die Ohren; ich wußte mich dem Don Juan de Enquera zu empfehlen, und er verrieth mir in der Freude seines Herzens den glücklichen Erfolg seiner Sendung. König Ludwig hat zu Gunsten der Nachkommenschaft seiner schönen Nichte auf seine Ansprüche auf Neapel verzichtet. Es ist Alles in Ordnung und der spanische Gesandte bereits zurückgereist."

Philipp konnte sich lange nicht von dem Schrecken erholen, den ihm diese Nachricht eingeflößt. Seine Günstlinge traten sogleich wieder handelnd für ihn ein. Auf Don Manuels Veranlassung mußte Wilhelm von Croy den Herzog von Suffolk besuchen, dem Vorwand nach, um nachzusehen, daß bei seiner neuen Einrichtung ihm nichts abgehe; dabei mußte er dem Herzog entdecken, der König sei nicht abgeneigt, mit dem Herzoge von Geldern ein diesem vortheilhaftes Uebereinkommen zu treffen, wenn

---

*) Dies ist derselbe, der 1512 als zweiundzwanzigjähriger Feldherr der Franzosen und hochberühmter Kriegsheld in der Schlacht bei Ravenna siegreich gegen die Spanier fiel.

er schnell sich persönlich an ihn wende. Der Herzog von Suffolk, der dem Herzog von Geldern Verbindlichkeiten schuldete und ein dankbares Gemüth hatte, verfehlte natürlich nicht, dies dem schwerbedrängten Herzog Karl zu melden. Und so kam denn schon nach zwei Tagen eine Botschaft desselben auf Schloß Rosenthal an, die sicheres Geleit für ihn vom König ansprach und erhielt. Er ließ nicht lange auf sich warten. Der junge, schwergeprüfte Fürst warf sich dem noch jüngern Könige zu Füßen. „Ich komme als ein unterthäniger Diener meines Königs," sprach er, „Ew. Majestät zu versichern, daß ich weder Willen noch Kraft mehr habe Euch länger zu widerstreben. Ich bitte demüthig um Gnade und Frieden und zwar bei dem Herzog von Burgund, dessen hochberühmte Vorfahren mich von meinem siebenten bis in mein funfzehntes Jahr, aus angeborner hoher Güte, als einen Fürsten erzogen und gehalten haben. Und als Fürst bin ich, als ich nachmals in burgundischen Diensten bei Bethune von den Franzosen gefangen wurde, am französischen Hofe bis in mein zwanzigstes Jahr aufgewachsen. Deshalb getröste ich mich der Hoffnung, Ew. Majestät werde auch jetzt so mit mir verfahren, daß ich ferner meinem Stande gemäß leben kann."

Philipp hob ihn auf, setzte sich freundlich mit ihm auf ein Polster und sagte gütig: „Ihr seid ein Fürst und sollt ein solcher bleiben. Wir wollen in Güte mit einander verhandeln."

Hierauf wurde ein Waffenstillstand zwischen beiden Fürsten auf Jahr und Tag verabredet. Die Bedingungen waren: Die beiderseitigen Unterthanen in Niederland und Geldern sollten ungehindert mit einander handeln und wandeln. Von beiden Theilen sollte eine gewisse Anzahl gelahrter und sachverständiger Personen erkieset, vor denselben innerhalb zweier Monate, die beiderseitigen Ansprüche, bei Strafe des Verlustes derselben, angebracht und

belegt und durch diese Schiedsrichter binnen Jahresfrist die Streitsache über Geldern entschieden werden. Jeder Theil sollte während des Anstandes die Städte, Festungen und Dörfer, die er eben innehatte, behalten. Herzog Karl sollte dem König Philipp wider dessen Feinde zu Dienst sein und dafür ein gewisses Jahrgeld erhalten. Endlich sollte der Herzog den König ehrenhalber mit einer stattlichen Gefährtschaft nach Spanien begleiten. Zur Ausrüstung zu dieser Reise wurden ihm vom Könige dreißigtausend Gulden nebst den Einkünften des Herzogthums Geldern großmüthig geschenkt.

Herzog Karl beschwur diesen Vertrag, der am 29. Juli zu Tilet öffentlich bestätigt wurde, auf das heilige Sakrament, und König Philipp schickte sich an das Land zu verlassen.

Ehe dies geschah, lief von mehreren Seiten die Bestätigung der Nachricht von der neuen merkwürdigen Verbindung der Könige von Aragon und Frankreich ein. Sie setzte alle Welt in Erstaunen. Auch erfuhr Philipp bald genug die Wirkung dieses ihm so ärgerlichen und nachtheiligen Vertrags. Er hatte beschlossen, die Reise wieder durch Frankreich zu machen, als die sicherste und bequemste, und es sollte nur die nahbevorstehende Niederkunft der Königin abgewartet werden. Schon waren mannichfache Befehle zur Rüstung der Reise gegeben worden. Jetzt erhielt er vom König Ludwig eine Warnung zugeschickt, er möge den Durchgang nach Spanien durch sein Gebiet nicht eher versuchen, bis er mit seinem Schwiegervater zu einem freundlichen Verständniß gekommen sein würde. Zu gleicher Zeit wurde dem schwergetäuschten jungen Könige gemeldet, daß die Prinzessin Claudia von Frankreich, die Verlobte seines Prinzen Karl, mit dem jungen Vetter des Königs Ludwig (wenn dieser keine männliche Nachkommen-

schaft erzielte, wahrscheinlichem Nachfolger desselben), dem Herzog Franz von Angoulême verlobt worden sei.

„O, Germaine! Schöne, grausame Germaine!" rief Philipp voll Verdruß; „deine kleine, niedliche Hand raubt mir und meinem Sohne Kronen und Länder. Wahrlich, du bist meine größte Feindin geworden, und warst doch so verliebt in mich, kleine falsche Hinkerin!"

4.

Neue Pläne und Luftschlösser.

Auf der Schelde bei Antwerpen drängten sich Hunderte von Kauffahrtschiffen aller Nationen, welche Welthandel zur See trieben; weithin war der ganze majestätische Strom mit stolzen Fahrzeugen bedeckt, beflaggt und bewimpelt bis in die höchsten Mastenspitzen, ein erhabenes Schauspiel, das einen Begriff geben konnte von der Bedeutsamkeit der brabantischen Hafenstadt. König Philipp war auf der Heimreise von Geldern nach Antwerpen gekommen, um die Stadt vor seiner Abreise nach Spanien noch einmal zu begrüßen, und der Magistrat hatte ihn zu einer festlichen Fahrt auf der Schelde eingeladen und ihm dazu ein neues prächtiges Brickschiff, königlich ausgeschmückt, zum Geschenk gemacht. Sobald der König mit seinen Hofherren und den ihn begleitenden kastilischen Adeligen dieses schöne Fahrzeug bestiegen hatte, neigten sich die Flaggen vor ihm, und jedes Schiff begrüßte ihn mit Kanonenschüssen, so daß, so weit das Auge reichte, der Strom mit Dampfwolken bedeckt war. Der jugendliche König stand in reicher kastilischer Rittertracht auf dem Verdeck und fuhr, die empfangenen Grüße freundlich er=

widernd, durch die Reihen der Schiffe den Strom hinab. Das Schiff des Magistrats mit den Vornehmsten der Stadt folgte ihm, alle andere Schiffe schlossen sich diesem an und so wurde der Zug von Minute zu Minute größer. Jetzt kam er an eine stattliche Brick, die das Wappen der Stadt Augsburg, den Pinienapfel, in der Flagge führte. Zwei Männer standen vorn auf dem Verdeck und schwenkten ihre Hütlein zum Gruß. Der Eine davon zeichnete sich durch seine schlichte Tracht aus. Der König erkannte ihn sogleich. Es war Jakob Fugger. Der andere, reicher Gekleidete war Bartholomäus Welser. Hinter ihnen hatte die zahlreiche Dienerschaft der Fugger'schen und Welser'schen Handelshäuser zu Antwerpen und die Mannschaft ihrer Schiffe Platz genommen. Der König ließ sogleich halten und die beiden augsburger Bürger einladen, die Fahrt mit ihm auf seinem Schiffe zu machen. Nach wenigen Minuten traten die also ausgezeichneten Herren an Bord der königlichen Brick.

„Ich freue mich sehr," redete Philipp sie an, daß Ihr meiner Einladung gefolgt seid, wackrer Fugger, und vor meiner Abreise nach Kastilien noch einmal die Reise nach den Niederlanden gemacht und mir auch Euern Freund Welser mitgebracht habt. Seid mir willkommen in Antwerpen, werthe Männer und Freunde! Ich habe noch viel mit euch zu reden und zu verhandeln, eh' ich für einige Zeit von den niederländischen Küsten scheide."

„Wir wären auch ohne Ew. Majestät gnädigste Einladung gekommen," versetzte Fugger ehrfurchtsvoll, „um Euch Glück zu wünschen zum glorreichen Erwerb der kastilischen Königskrone. Möge sie Euer Haupt bis in's späteste Alter schmücken! Mögen noch andere Kronen hinzukommen! Und möge Ew. Majestät den Häusern Welser und Fugger stets ein gnädig gesinnter König sein!"

„Euer letzter Wunsch wird stets und zu jeder Zeit

meines Lebens in Erfüllung gehen. Zum vorletzten hat es wenig Aussicht. Ihr werdet ja wissen, daß mein Schwiegervater ein fröhlicher Hochzeiter ist und für Aragon, Sicilien und Neapel selbst noch Könige zu erzielen sich anschickt. Auch daß er mir die kastilische Krone streitig macht, ist Euch keine unbekannte Sache."

„Das Herz Sr. Majestät des Königs von Aragon wird seine bekannte väterliche Milde und Liebe gegen Ew. Majestät nicht verläugnen, sobald Ihr selbst nach Spanien kommt," sagte Welser.

„Es ist ein schlaues, großes Herz und hat für viele Gefühle Raum," lachte der König. „Den meisten für punische Treue. Es ist so liebevoll, daß es mir die Reise nach Kastilien ersparen möchte; aber ich sehne mich nach seiner väterlichen Umarmung. — Doch ich wollte ja nach Euern Umständen fragen. Wie machen sich die Handelsgeschäfte in Antwerpen?"

„Dank unterthänigst der gnädigen Nachfrage!" versetzte Fugger. „Der Herr im Himmel und unsere Schutzheiligen stehen uns bei. Es hat sich Alles gut angelassen und seinen wünschenswerthen Fortgang gehabt. Ja, wir wollen nicht läugnen, daß Manches unsre Erwartungen übertroffen hat, sodaß Valuta gestiegen."

„Dies zu hören, macht mir große Freude," rief der König, und die Wahrheit seiner Worte wurde von seinen schönen, aufrichtigen Zügen bestätigt.

„Auch sind wir gern bereit," sagte Welser, „dem Herzog von Suffolk mit Mitteln beizuspringen. Doch hat uns die durchlauchtigste Erzherzogin in Löwen, wo wir ihr aufgewartet, streng erklärt, aus diesem Handel werde nichts."

„Sie hat recht," sprach Philipp. „Ich dank' Euch für Euere Güte, womit Ihr auf meinen Plan eingegangen. Doch will ich meine Schwester nicht zwingen. — Ihr habt

ein zwiefaches Geschäft hier errichtet, eine Waaren- und Wechselhandlung."

„So ist's, gnädigster Herr! Die Geschäfte sind gesondert. Das Wechselgeschäft treiben die Häuser Welser und Fugger jedes für sich allein und auf eigne Rechnung, weil unsre Wechselhandlung in Augsburg und hier nur ein einziges untrennbares Geschäft bildet. Dagegen treiben wir, Freund Bartholomä und ich, den Seehandel zusammen und zwar für unsere beiden Personen, unsere Brüder und Verwandten sind dabei nicht betheiligt."

„So hat Euch wol Euere Wirthin einen Erben geschenkt?"

„Dem ist leider noch immer nicht also, ja die Hoffnung dazu hat noch keinen bestimmten Gehalt; ich glaube nicht mehr daran. Die Errichtung des hiesigen Hauses auf meine alleinige Gefahr geschah nur, um meinen ängstlichen Brüdern jede Besorgniß zu ersparen."

„Euere wackere Gesinnung ist mir ja bekannt. Und so haben die Fugger-Welser'schen Schiffe ferne Länder wol schon fleißig besucht?"

„Wir nennen jetzt vier schöne Handelsbricks unser Eigenthum; sie besuchen die europäischen Länder, zwei die nordischen, zwei die südlichen, und so stehen wir mit Venedig, Genua, Neapel und Sicilien, mit Barcelona, Malaga, Lissabon und Oporto ebenso in directer Handelsverbindung wie mit den süd- und nordfranzösischen, den englischen, schottischen, irischen, dänischen und schwedischen Häfen. Wir beschicken Bremen, Hamburg, Lübeck, Danzig und Königsberg, und einer unserer Seefahrer hat sich schon nach Riga verstiegen."

„Das kann nur Jakob Fugger von Augsburg," sagte der König und legte dem schlichten Ehrenmann, der diesen Namen führte, die Hand vertraulich auf die Schulter. — „Man hat mir gesagt, Ihr wollet sogar Schiffe nach den

beiden Indien senden und Euch in Brasilien ankaufen, Ihr ständet deshalb mit meinem Schwager, dem Könige von Portugal, in Unterhandlung."

„So ist's, mein gnädigster König. Unser Freund Martin Behaim von Nürnberg, der bei des Königs von Portugal Majestät in gar großer Gunst steht, macht den Unterhändler. Doch sind wir noch zu keinem Abschluß gekommen, weil wir erst von einem geschickten Manne das neue Küstenland befahren und untersuchen lassen wollen."

„Ich wünsche nicht, daß Ihr mit König Emanuel abschließt. Nein, nein! Philipp von Oestreich, Euer Freund, ist jetzt König von Kastilien, und die Krone Kastilien hat Land genug in der neuen Welt, das sie den Fuggern und Welsern ablassen kann. Da hat mir ein kastilischer Seefahrer, der mit Colombo die letzte Reise gemacht und mich diesen Sommer in Brüssel besucht hat, von einem herrlichen Lande erzählt, welches an die portugiesische Besitzung, die man jetzt Brasilien nennt, angrenzt. Dort sind die Kastilier vor sechs Jahren zuerst gelandet und haben eine große Stadt auf kleine Inseln und auf große Baumpfähle, die sie in die Sümpfe einrammten, zu bauen angefangen, welche sie aus diesem Grunde Kleinvenedig*) nannten. Man hat mir nicht genug Wesens von der Fruchtbarkeit und dem Metallreichthum dieses Landes machen können, und es soll sich ganz vorzüglich zum Handel eignen. In der That, ich wünschte, daß Ihr Euere Niederlassung in diesem Kleinvenedig oder in der Nähe bewerkstelligt. Wir werden darüber bald einig werden."

„Ich habe auch schon von dem Küstenlande vernommen, wo die Spanier Kleinvenedig erbauen," antwortete Welser, „und da wir unsres durchlauchtigsten Königs Gnaden gern in allen Stücken zu Willen sein möchten,

---

*) Venezuela.

so bin ich bereit Ew. Majestät Vorschlag anzunehmen und zweifle nicht an Vetter Fugger's Zustimmung."

„Ihr habt sie," sagte dieser. „Ich will ja lieber Land von der kastilischen Krone erwerben, die mein eigner gnädigster König trägt, als von der portugiesischen."

„Wolan," ließ sich der König vernehmen, „sowie ich nach Kastilien komme, werde ich mit Christoph Colomb reden, der sich jetzt in Spanien aufhält. Der edle Mann ist schlecht belohnt worden vom König von Aragon und folgt diesem großen katholischen Könige nach, wie dessen Schatten, um ihn zur Erfüllung seines königlichen Wortes zu bringen. Aber Ferdinand pflegt Königen und nächsten Verwandten sein Wort nicht zu halten, geschweige einem ausländischen Seefahrer, wie Colomb, und wenn dieser selbst eine neue Welt entdeckt hätte. Aber bei Gott und allen Heiligen! ich werde diese Schändlichkeit nicht dulden. Alles, was die Königin Isabella von Kastilien dem Seefahrer Christoph Colomb feierlich mit ihrem königlichen Worte versprochen und verheißen hat, das wird ihr Nachfolger, der König Philipp von Kastilien, dem schwergekränkten Admiral Colombo halten. Wahrlich, ich komme noch zur rechten Zeit nach Kastilien, um diesen außerordentlichen Mann für seine Thaten zu belohnen und ihm einen bessern Begriff von königlicher Treue und Dankbarkeit beizubringen, als er von den Königen empfangen hat, für die er die neue Welt entdeckte."

„Die Segnungen der Mit- und Nachwelt werden sich an den Namen Ew. Majestät heften und Euerm Geschlecht bis in die fernste Zukunft zu Gute kommen!" rief Fugger, von Begeisterung ergriffen. „Ein König, der dem Verdienste seine Krone reicht, trägt seine Krone selbst mit Verdienst. Und wer ist der Krone des Verdienstes würdiger, als der Admiral Colomb? Es ist für mein deutsches

Gemüth eine unaussprechliche Freude, daß sie dem Ehrenmanne von der Hand eines deutschen Fürsten gereicht werden soll."

„Und ich sag' Euch, Herr Fugger, wenn ein Mann würdig ist, der Freund des großen Entdeckers zu sein und mit ihm neue Pläne zum Besten Kastiliens, Burgunds und des deutschen Reichs zu besprechen, so seid Ihr es, Jakob Fugger. Ich werde mit Colomb nicht allein über Euern schönen Plan, Euch in Westindien anzukaufen, ausführlich reden; Ihr sollt mit ihm selbst darüber verhandeln. Ja, Herr Fugger, ich habe Wunsch und Bitte an Euch, daß ihr mich in Kastilien besuchen möchtet, sobald die unangenehmen Händel mit meinem Schwiegervater beseitigt sind, und ich in Ruhe das Land verwalten kann. Ich brauch' Euch dort auf vielfach wichtige Weise. Ihr sollt mir nicht nur mit Colomb und den andern berühmten Seefahrern Spaniens bekannt werden, um Handel und Schifffahrt gedeihlich zu fördern; Ihr sollt mir auch den Bergbau in Kastilien und in der neuen Welt ordnen. Kein Land in Europa besitzt im Schooße seiner Gebirge so viel edle Metalle, wie die spanische Halbinsel. Der gelehrte Priester, Pater Adrian von Utrecht, der Lehrer meines Prinzen Karl, hat mir gesagt, das schon die Karthager, als sie Herren von Hispanien waren, und nachher die Römer regelmäßig alljährlich einen großen Reichthum an Gold und Silber aus den spanischen Bergwerken bezogen haben, auch daß Plinius, der sich eine Zeit lang in dem Lande aufgehalten in seiner Naturgeschichte erzählt, allein drei Landschaften Hispaniens hätten jährlich die unglaubliche Menge von sechzigtausend Pfund Gold eingebracht. Die fleißigen Araber haben sich diesen Reichthum der Berge wohl zu Nutz gemacht und den Bergbau mit Geschicklichkeit betrieben; aber seit die Kastilier Kordova erobert, ist Alles aus. Meine stolzen Kastilier verstehen nichts davon. Sie verachten dies, wie jedes an-

dere Gewerbe. Schon ist der blühende Bergbau in dem metallreichen Granada gesunken. Ihr seid der Mann, Jakob Fugger, der dem spanischen Bergbau wieder zum alten Glanz verhelfen kann, und Ihr sollt meine Kassen mit dem Golde füllen, daß wir aus den kastilischen Gebirgen graben."

Jakob Fuggers Augen leuchteten. Welch' eine entzückende Aussicht eröffnete der König seiner großartigen Thätigkeit! Im Sturm der Begeisterung, der über sein redliches Herz kam, ergriff er Philipps Hand und rief: „Wahrlich, Ew. Majestät hat das Rechte und Wahre getroffen. Ich bin mit Leib und Leben, Gut und Blut zu Euerm Befehl, und ich denke, es soll mir Manches gelingen in Euern neuen Staaten."

„Dann habt Ihr von den Goldplatten gehört, welche Colomb und seine Gefährten von den Indianern eingetauscht haben. Ihr sollt darüber selbst mit ihnen sprechen. Habt Ihr den Bergbau in Spanien eingerichtet, so mögt Ihr immer, wenn Ihr sonst Lust habt, die Seefahrt in die neue Welt machen und selbst zusehen, was dort für Handel und Bergbau zu thun ist. Man rühmt ja, wie trefflich Ihr das Goldbergwerk in Kremnitz leitet, und welch hohen Lehnzins Ihr dem Könige von Ungarn dafür zahlt. Ich hätte Lust, Euch die spanischen und indischen Goldgruben auch in Pacht und Lehn zu geben, wenn Ihr die Reise machen und die Sache unternehmen wollt!"

„Ich will, ich werde!" rief Fugger. „Ich werde selbst die Reise nach Westindien machen, so bald Ihr es befehlt. Und ich denke, Vetter Welser wird mich begleiten und das Werk mit mir gemeinschaftlich angreifen."

„Mit Gottes und der gebenedeiten Jungfrau Hülfe, Ja und Amen!" sagte Welser und die beiden Männer gaben sich im Angesichte des Königs die Hand darauf.

„Ihr habt ja wohl in Euern Bergwerken in Tyrol

und Ungarn geschickte Leute, die wir in Spanien und Indien verwenden können?" fragte der König weiter. „Ich denke mir, Ihr habt Euch da Arbeiter gezogen, die uns wieder Lehrer Andrer werden, so daß Ihr mir eine Schule gegründet für Kastilien und Indien."

„Dafür laßt mich sorgen, gnädigster König und Herr," erwiderte Fugger. „Ich habe tüchtige Bergmeister und Knappen gebildet. Da hat meines Bruders Ulrich älteste Tochter Anna vor drei Monaten den Sohn des königlichen Kammerraths Turzo von Bethlehemfalva in Kremnitz geheirathet, einen wackern Bergverständigen und Scheidekünstler; dieser Georg Turzo ist mein getreuer Bergmeister in Kremnitz und so jung er ist, so geschickt ist er in seinem Fache; obgleich von adeliger Geburt, worauf die Ungarn nicht so viel halten, wie die Kastilier, hat er es doch nicht verschmäht, die einträgliche Wissenschaft der Metallurgie mit großem Eifer und dem besten Erfolg zu studiren. Diesen meinen ehrenwerthen Vetter und jungen Freund werd' ich Ew. Majestät nach Spanien zuführen, und er wird Euern schönen Plänen von großem Nutzen sein."

„Euer Bericht gewährt mir absonderliche Freude," versetzte der König. „Und da Ihr dem jungen Ungar Euers Bruders Tochter zum Weibe gegeben habt, so ist dieser Umstand allein schon eine sichere Bürgschaft seiner Brauchbarkeit und Redlichkeit; denn ich weiß ja, Ihr liebt und haltet die Kinder Euerer Brüder wie Euere eignen."

„Und die Anna war mein Liebling," fügte Fugger hinzu. „Der junge Turzo kam mit dem Frühjahre nach Augsburg, um mit mir Rücksprache zu nehmen über mancherlei Nothwendiges beim kremnitzer Bergwerke, bei welchem er seit vier Jahren angestellt ist; er wurde mit meiner Anna bekannt, und Beide fühlten bald Minnebrunst zu einander. Er eröffnete mir sein Herz, und ich sandte einen Boten an seinen Vater, um anzufragen, ob dieser seine

Einwilligung geben werde. Statt der Antwort kam der Kammerrath selbst zugereist; und da feierten wir bald fröhliche Hochzeit. Das war ein Tag, gnädigster Herr, an dem's meine Zunftgenossen, die augsburger Leinweber, gut hatten."

„Nicht allein die Leinweber," fiel ihm Welser in die Rede, „auch die Armen und Bedürftigen der Stadt haben eine Woche auf Jakobs Kosten gefestet und geschmaust, und ganz Augsburg hat die Hochzeit mitgefeiert."

„Wackrer Bürger!" rief der König und drückte Fugger's Hand. „Ihr könnt Euch nie anders freuen, als wenn Ihr Allen um Euch her Freude bereitet habt." Und er zog den trefflichen Mann, der sich so gern einen Leinweber nennen hörte, sanft an der gefaßten Hand fort bis an den Bord des Schiffes und flüsterte ihm hier mit weicher, leiser Stimme zu: „Als ich gestern Abend in Antwerpen einzog, wurde ich mit Wehmuth an eine mir einst theure Frau erinnert, der meine Leidenschaft so verderblich geworden ist, und die nachher mit Euch nach Augsburg zog. Ich sah sie dort — Ihr wißt's — ein widriges Bild in meiner Erinnerung! Aber ich habe ihr verziehen, und die Erzählung Euers Familienfestes ruft mir die wehmüthigen Gefühle des gestrigen Abends zurück. Wo ist Eleonore und wie steht es mit ihr?"

In diesem Augenblicke donnerten die Kanonen einiger Schiffe aus Malaga, und die Schiffsleute ließen ihren König mit schallendem Jubelruf leben. Philipp dankte freundlich und flüsterte dann dem augsburger Bürger zu: „Schenkt mir diesen Abend eine Stunde, Herr Fugger. Da wollen wir unter vier Augen ungestört von diesen und andern Dingen plaudern."

Fugger verneigte sich und trat zurück. Das Schiff glitt über den belebten Rücken des Stroms unter dem

Jubel und der Musik, die ihm vom Hintergrund des eignen, wie vom Verdeck aller andern Schiffe zurauschte.

5.

Verhandlungen und Feste.

Der König war nach Brüssel zurückgekehrt, aber er hatte keine Liebe für seine unglückliche Gemahlin mitgebracht, die in den Banden des trübsten Tiefsinns schmachtete. Auch schenkte eine am 17. September geborene Prinzessin der schwermüthigen Mutter nicht Heiterkeit und klaren Geist, dem leichtsinnigen Vater nicht Ernst und Liebe zur Mutter, obgleich man wegen dieses neuen Zuwachses der königlichen Familie Hof- und Volksfeste in der burgundischen Hauptstadt feierte. Es wurden sogleich Gesandtschaften an den deutschen und an den aragonischen König abgeordnet, um ihnen die Geburt eines neuen Enkels zu melden. An beide Könige schrieb Philipp eigenhändig; seinen Vater bat er zu Gevatter zu der neugeborenen Prinzessin nebst der Witwe des Grafen Engelbert von Nassau, Frau Limburg, welche eine Tochter des Markgrafen Karl von Baden und der Erzherzogin Katharina von Oestreich, der Schwester des Kaisers Friedrich III., also eine Base des Königs Philipp war. Der Brief an den König Ferdinand war voll süßer, schmeichlerischer Redensarten, Früchte der neuen Lehre, welche Philipp von Don Manuel erhielt. Der listige und gewandte Spanier gab sich alle Mühe, seinem erhabenen Zögling die Königsweisheit beizubringen, und schon war der Erfolg seines Eifers sichtbar.

König Maximilian bevollmächtigte den Don Manuel,

die Prinzessin für ihn aus dem Taufwasser zu heben. Sie erhielt den Namen Maria*).

Die Gesundheit der Königin ließ hoffen, daß die Abreise nach Spanien deshalb nicht hinausgeschoben zu werden brauchte. Die Warnung des Königs von Frankreich hatte nun aber die Reise zu Land unmöglich gemacht, und Philipp mußte daran denken, eine Flotte auszurüsten, die seiner als Königs von Kastilien würdig wäre. Dieses neue Hinderniß raubte wiederum viel Zeit. Die Anstalten zur Reise waren außerordentlich. Nicht weniger als sechzig Schiffe sollten das Königspaar und seine Begleitung an die kastilische Küste bringen. Ueber sechshundert Köpfe gehörten zur nächsten Umgebung des Königs und der Königin und zum Hofstaate. Ein Heer von einigen tausend deutschen und burgundischen Soldaten sollte mit eingeschifft werden. Der König betrieb selbst Alles mit ungewohnter Thätigkeit.

Mitten im Getreibe dieser Geschäfte langte eine Gesandtschaft des Königs Ferdinand von Aragonien zur Beglückwünschung des königlichen Paares wegen der Geburt der Prinzessin Maria in Brüssel an. Ferdinand hatte Philipps Brief ebenfalls eigenhändig beantwortet. Durch die sanften Worte des Schwiegersohns, den er ja als eine ehrliche offene deutsche Seele kannte, kirre gemacht, ging er mit großer Umständlichkeit, die er in allen Dingen liebte,

---

*) Sie ist die spätere reizende Königin von Ungarn und Böhmen, Gemahlin des neun Monate später geborenen Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen, dessen Witwe sie in ihrem 21. Jahre wurde, die Lieblingsschwester Karls V., den man sogar eines sündlichen Umgangs mit ihr beschuldigte, und nach ihrer Tante, der Erzherzogin Statthalterin Margarethe Tode 1530, Statthalterin der Niederlande, bis zur Abdankung Karls V. 1555. Sie und ihre ältere Schwester Eleonore gingen mit ihm nach Spanien, wo sie Beide mit ihm in demselben Jahre 1558 starben. Sie wurde nicht ganz 53 Jahre alt.

auf den Gegenstand ihres Streites ein. Er warf Philipp vorzüglich vor, daß er dem Könige von Frankreich mehr Liebe und Vertrauen geschenkt als ihm und dadurch schlimme Verwicklungen herbeigeführt habe. „Ihr habt mich dadurch, daß Ihr Euch so leicht habt von Frankreich foppen lassen, unwiderstehlich zu einer zweiten Heirath getrieben, habt mich der schönen Früchte meiner neapolitanischen Eroberungen beraubt und mir auch noch in anderer Hinsicht geschadet.“

Auf solche Weise wußte die weltberühmte Schlauheit Ferdinands seiner zweiten Vermählung einen ganz andern Grund unterzuschieben, als sie wirklich hatte. Es war dies die fürstliche Redeweise des sechzehnten Jahrhunderts, die wol auch in späterer Zeit Nachahmung gefunden hat. Der Brief, voll moralischen Predigertons, schließt seiner würdig. „Ihr habt nun genug Thorheiten begangen, mein Sohn! kehrt in Euch! Wenn Ihr als Sohn und nicht als Feind kommt, werden alle diese Dinge kein Hinderniß sein, Euch, mein Sohn, zu umarmen. Groß ist die Kraft der väterlichen Natur.“ — Aus dem Briefe ging übrigens klar hervor, daß Ferdinand sich bewußt war, in welche schiefe Stellung er durch diese Heirath bei den Spaniern gerieth. Daß er sie doch zu vollziehen entschlossen war, gab für Philipp und seine Günstlinge den Beweis ab, daß Ferdinand zu dem größten Opfer bereit sei, um sich nur in seiner Stellung als Regent von Kastilien zu behaupten. Don Manuel meinte, um desto größer müßten jetzt Anstrengungen und List von Philipps Seite sein, um den schlauesten König des Jahrhunderts doch mit geistigen Waffen zu besiegen. Die spanische Gesandtschaft war übrigens vom König Ferdinand bevollmächtigt, mit König Philipp zu unterhandeln, und sie bot ihm ein Jahrgeld von fünfmalhunderttausend Dukaten, wenn er seinem Schwiegervater die Regierung von Kastilien, nach Isa-

bella's testamentarischer Bestimmung, überlassen würde. Philipp, der sich in dieser Verhandlung ganz der Leitung Don Manuels überließ, lehnte nichts unbedingt ab, gab dem spanischen Gesandten Feste und fütterte ihn mit den schönsten Redensarten. Er versicherte, seinem Gesandten an seines Schwiegervaters Hofe ausgedehnte Vollmacht geben zu wollen, mit König Ferdinand zu unterhandeln und ganz zu dessen Zufriedenheit abzuschließen. Dann schrieb er einen Brief ab, den Don Manuel verfaßt hatte, voll sanfter, süßer, geschmeidiger Versicherungen, liebreicher, unterwürfiger Ehrerbietung, ehrlich aussehender, heilig klingender Betheuerungen, daß er sich ganz den Wünschen und Befehlen seines königlichen geliebten Vaters von Aragon fügen werde, und voller Schwüre, daß er große Reue und Leid darüber trage, nicht gleich in Alles gewilligt zu haben, was die väterlich liebende Fürsorge Sr. Majestät von ihm mit Recht verlangt habe.

„Ich hoffe, die süßen Dünste werden ihm zu Kopf steigen," sagte Manuel, „und ihn nicht eher wieder zur Besinnung kommen lassen, bis wir in Kastilien sind. Hernach wollen wir ihm zeigen, wenn wir festen Fuß auf spanischem Boden gefaßt haben, daß in diesen Seidenpfötchen scharfe Krallen stecken." Philipp freute sich der List; er übte ja nur die Kunst, die er am spanischen Hofe hatte stets in Anwendung bringen sehen, und die man in jener Zeit vorzugsweise „die spanische Kunst" nannte, ein Ausdruck, der ganz dieselbe Bedeutung hatte, wie bei den alten Römern „die punische Treue." Dank seinem geschickten Lehrer, er hatte es schon fast zur Meisterschaft gebracht. In der That gelang es durch diese Schritte vollkommen, Ferdinands Argwohn einzuschläfern. Am 24. November kam ein Vertrag der beiden Könige zu Salamanka zu Stande, dessen Hauptpunkt die merkwürdige Bestimmung bildet, Kastilien solle zugleich von Ferdinand,

Philipp und Juana regiert werden, der Erstere aber die Hälfte aller Einkünfte erhalten.

Bevor dieses von Philipps Seite mit so vollendeter Heuchelei getroffene Abkommen stattfand, hatte der junge König von Kastilien in seinem Stammlande noch manche wichtige Geschäfte zu besorgen. Das Bedeutendste war die Bestellung einer Statthalterschaft der Niederlande, die er seine Schwester, die Erzherzogin Margaretha, zu übernehmen vermocht hatte, und zu welchem Zwecke sie auf seine Einladung aus Savoyen zurückgekehrt war. Die edelherzige Margaretha hatte die ihr angeborene und eigenthümliche Heiterkeit wieder gewonnen und war bereit, sich mit Liebe und Kraft der Regierung ihres Geburtslandes anzunehmen. Um so unwilliger hatte sie jede Andeutung einer Vermählung mit dem Herzoge von Suffolk oder irgend einem andern Fürsten aufgenommen und die nicht seltnen Anerbietungen dieser Art zurückgewiesen. Jung, schön, geistreich und als Tochter des deutschen Königs fehlte es ihr nicht an ebenbürtigen Freiern, aber sie hatte sich gelobt, Witwe zu bleiben und ihre ungetheilte Thätigkeit ihren geliebten Niederlanden zuzuwenden. Von ihrer Einsicht und Liebe hegte das Land die schönsten Hoffnungen.

Ihre erste Sorge war, sich einen Hofstaat zuzulegen, der ihrer neuen Stellung als Erzherzogin Statthalterin angemessen erachtet wurde, und ihr königlicher Bruder scheute keine Kosten, Alles auf's glänzendste einzurichten. Zu ihrer Oberhofmeisterin und ersten Ehrendame hatte sie aus zarter Rücksicht für den von ihr mit so viel Milde und Edelmuth begünstigten Junker von Bübenhoven dessen Mutter gewählt, für die, als eine natürliche Tochter eines östreichischen Erzherzogs, eine solche Stelle ganz geeignet erschien. Zugleich war damit des wackern und ihr so treu ergebenen Marx höchster Wunsch erfüllt — das wußte sie — und sie glaubte sich dadurch ihm für die wichtigen

Dienste, die er ihr geleistet, erkenntlich zu zeigen. Mit dankbarem Entzücken hing sein Auge an ihrem reizenden Munde, als sie ihn mit ihrem Entschlusse hinsichtlich seiner Mutter bekannt machte und ihm einen Brief an dieselbe übergab. Die Erzherzogin sprach dabei die Ahnung aus, die Frau, die selbst schon so viel schlimmes Leid erfahren, werde ihr eine neue herzinnige Freundin werden und Luisen ersetzen, auf deren Wiederbesitz sie fast jede Hoffnung aufgegeben hatte, und die edle Fürstin fühlte das tiefste und heilige Bedürfniß nach einer Freundin jetzt, wo sie ein so reiches und mächtiges Land verwalten sollte, stärker als je in ihrer Seele erwachen. Sie hatte sich in der letzten Zeit vom Hofe ihres Bruders so fern gehalten, als sich schicklicher Weise mit ihrer Stellung vertrug, und sich deshalb mit ihrer kleinen Umgebung den Sommer über auf das herzogliche Lustschloß in Löwen zurückgezogen. Sie konnte nichts als Mitleid mit ihrer Schwägerin empfinden, und die starke Liebe zu ihrem Bruder vermochte diesen nie von Thorheiten abzuhalten. Die Zerwürfnisse der beiden Gatten schmerzten sie, aber sie sah ein, daß ihre Kraft zur Abhülfe nicht ausreichte. Um desto peinlicher war es ihr, am Hofe zu leben. In Löwen hatte sie sich dagegen, fern von dem widerwärtigen Treiben der Parteien, ein freundliches poetisches Asyl bereitet, wo die Musen bei ihr wohnten, und Gelehrte und Künstler auf ihre freundliche Einladung einkehrten, in deren Umgange sie ihr höchstes Glück suchte. Dort durfte sie auch Marx von Bübenhoven besuchen, den sie gewissermaßen zu ihrem Geschäftsführer am königlichen Hofe ernannt hatte, und er machte von dieser Vergünstigung so oft Gebrauch als es Zeit und Umstände erlaubten. Bei einem dieser Besuche hatte er leise den Wunsch angedeutet, die Erzherzogin möge bei Einrichtung ihres Hofstaates seine Mutter berücksichtigen. Und doch überraschte ihn die glänzende Gewährung dieser kaum mit

deutlichen Worten ausgesprochenen Bitte. Er sandte den Brief mit einem königlichen Boten nach Köln, wo der Reichstag eben geschlossen wurde, und König Maximilian wieder nach Tyrol aufbrach. So durfte der kindlichtreu-liebende Sohn das schwärmerisch verehrte Mutterherz an das seinige zu drücken hoffen, bevor er mit dem Könige die zweite Fahrt nach Spanien antrat. —

Als nun endlich zu Ende des October der feierliche Tag erschien, an welchem König Philipp vor den versammelten Ständen aller Provinzen Burgunds und Niederlands, dem in höchster Gala prangenden Hofe und dem Adel des Landes, sowie vor den berufenen Magistraten der Städte Brüssel, Antwerpen, Gent und Brügge und den fremden Gesandten und anwesenden kastilischen Edelleuten seiner Schwester die Regierung der Niederlande als seiner Statthalterin während seiner Abwesenheit in Spanien übertrug, sah man die junge reizende, engelmilde Fürstin in ihrem goldgestickten Purpurmantel, mit dem strahlenden Diadem auf dem Haupte, die ihren Reiz jedoch nicht erhöhen konnten, auf den Arm einer ältern, aber immer noch schönen Frau gestützt, die noch Niemand in ihrer Umgebung gesehen hatte, die aber in ihren Zügen eine Aehnlichkeit mit der Erzherzogin trug, die man in den Gesichtern fast aller Habsburger wiederfindet. Es war Frau Walpurgis, Gräfin von Tyrol; denn mit diesem ihre Abkunft andeutenden Namen hatte sie der König, auf den Wunsch seiner Schwester, gleich nach ihrer Ankunft beschenkt; es war des überglücklichen Marx von Bübenhoven „lieb Mütterlein.“

Margaretha hatte sich nicht getäuscht; sie fand in der Gräfin von Tyrol die treueste und ergebenste Seele, ein schwer geprüftes Herz, geschickt, jede gefühlvolle Regung in der Brust ihrer fürstlichen Gebieterin zu verstehen und mitzufühlen. Sie hätten sich am Tage der Regierungsübergabe schon Freundinnen nennen können, wenn es das Hof-

ceremoniell zugelassen hätte, denn sie waren es schon in der That und Wahrheit; und Margaretha umfing die ältere Freundin nicht allein mit der ganzen Glut des Bedürfnisses, das ihr stets neue Sehnsucht nach Luisen eingehaucht hatte, sie trug auch auf die Mutter jene stille und kaum verstandene Neigung, jenes zarte Wohlwollen, das sie für den Sohn empfand, über und liebte diese um so inniger, je mehr sie ihr Gefühl diesem verbergen mußte. Für Bübenhoven war die Vereinigung der beiden von ihm so hochverehrten und geliebten Frauen der Gipfelpunkt seines Glücks und die Wonne, die ihm gleichsam die feinsten Nervenfasern durchdrang, brachte alle Knospen seiner Jugend zur schönsten Blüte. Im Gefühle dieser süßen Befriedigung trat er mit dem Hofe die Reise an.

Der Aufbruch desselben von Brüssel fand am 8. November statt. Der Hafen, aus welchem die Flotte auslaufen sollte, war Middelburg auf der Insel Walcheren, zur Ausrüstung derselben vorzüglich geeignet. Die große Equipage des Königspaars und seiner Begleiter wurde in Antwerpen allmälig verladen und ging auf der Schelde herab bis nach Vlissingen und Middelburg. Die Ausrüstung verlangte des Königs und seiner Vertrauten persönliche Gegenwart, denn es war Alles noch so weit zurück, daß man nicht daran denken durfte, vor Anfang des Decembers die Anker zu lichten. Der Hof hielt sich in mehreren Städten auf, in Antwerpen über acht Tage. Das ganze Land war in Aufregung, und der Adel, dessen Blüte die Reise mitmachte, strömte aus allen Provinzen herbei. Nicht minder die benachbarten Fürsten, und ein Abschiedsfest gab dem andern die Hand. Endlich in Middelburg angelangt, wo das Königspaar seine Residenz in der alten, großen und reichen Abtei nahm, sah Philipp die Geschäfte schier von Tag zu Tag sich häufen. Als man endlich so weit war, um den Tag der Abreise bestimmen zu können,

und die große Anzahl der Köpfe, welche die spanische Reise mitmachen sollte, auf der Insel sich versammelt hatte, langte ein Eilbote aus Spanien mit der Nachricht von dem zu Salamanka geschlossenen Vertrag und einem freundlichen Briefe des Königs Ferdinand an, worin er schrieb, er werde es sich nicht nehmen lassen, seine Kinder mit einer spanischen Flottille abholen zu lassen, welche so schnell als möglich ausgerüstet werden sollte. Nun mußte wieder auf die kastilischen Schiffe gewartet werden. Um die Zeit dieses neuen Aufenthaltes, in den düstern, nebligen Wintertagen zwiefach langweilig, einigermaßen auszufüllen, entschloß sich der König noch ein großes und glänzendes Kapitel des goldenen Vließordens in der Abtei zu halten, da die meisten Ritter desselben um ihn versammelt waren. Dieser von seinem Urgroßvater, dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund vor fünfundsiebenzig Jahren zu Brügge gestiftete Bund war durch die Unglücksfälle Karls des Kühnen und die stürmische Regierung Maria's und Maximilians so in Verfall gerathen, daß bis jetzt nur sechzehn Kapitel gehalten worden waren. Philipp selbst, der jetzige König von Kastilien, hatte vor elf Jahren, nach seinem Regierungsantritt in den Niederlanden, das letzte abgehalten. Unterdessen waren von den einunddreißig Rittern, aus welchen, den Statuten des Gründers nach, der Orden bestand, zehn mit Tod abgegangen. Mehrere der noch lebenden Ritter wünschten, der König möge, ehe er das Land verlasse, den Orden erst wieder vollzählig machen. Da der Großmeister desselben jetzt die Königskrone des mächtigsten Reichs Europa's trug, so erhielt dadurch der Orden auch eine wichtigere Bedeutung, und Philipp sparte nichts, das Kapitel, welches in der Abtei gehalten werden sollte, so glänzend als möglich zu machen. Auch bot sich dadurch eine gute Gelegenheit, mehrere seiner Begleiter auszuzeichnen und sich zu verbinden, indem er sie zu Rittern des

Vließordens erhob. So hatte ihm sein Vater, der König Maximilian, einen seiner trefflichsten Räthe und Hofherren, den Grafen Wolfgang von Fürstenberg, zum Begleiter mitgegeben und nur die Erhebung desselben zum Vließritter schien die einzig würdige Belohnung dieses ausgezeichneten Staatsmannes.

Um dem Feste den rechten Glanz zu geben, lud Philipp seine Schwester, die Erzherzogin = Statthalterin mit ihrem Hofe und seinen Kindern von Brüssel ein, und Margaretha erschien in der ganzen Pracht der fürstlichen Würde, die ihr als Regentin des Landes zustand.

Am Abend vor dem Festtage trat Antonio Cebes plötzlich in das Vorzimmer des Königs und wurde bald darauf von dem Pagen, der ihn angemeldet, eingeführt.

Der schlaue, nach Gold und Rang strebende Zigeuner kehrte aus Spanien zurück. Er wußte, daß er den König Philipp in Middelburg treffen werde, denn er war davon unterrichtet, daß der junge König von spanischen Schiffen abgeholt werden sollte und daß diese noch unterwegs waren. Antonio war in Kastilien gewesen an Ferdinands Hofe, er hatte mit dem Könige selbst gesprochen; er hatte die Hauptstädte besucht und war das Land durchwandert. Deshalb wußte er besser als irgend ein Mensch, wie die Sachen dort standen, wie die übereilte Verlobung des alten Königs ihn um den letzten Rest von Anhänglichkeit im kastilischen Volke gebracht, und wie Jedermann sich von ihm abwandte, um dem neuaufgehenden Gestirn des jungen Königs hoffnungsvoll entgegenzuschauen. Auch hatte sich König Ferdinand, gewonnen von Philipps schmeichlerischen Briefen und dem abgeschlossenen Vertrag, den kühnen, schier frechen Wünschen des Zigeuners nicht so geneigt gezeigt, als dieser gewünscht und vorausgesetzt hatte. Genug, Antonio hatte erkannt, daß es sehr thöricht von ihm sein werde, sein Geschick an das des Königs von Arago-

nien zu knüpfen, da es doch in seiner Macht stand, es mit dem des Königs von Kastilien zu vereinen. Und so war er so schnell als möglich durch Frankreich nach den Niederlanden zurückgekehrt.

„Was bringst du mir für Nachrichten?" fragte der König.

„Die Herzogin von Najara ist gefunden."

„Gefunden?!" fuhr Philipp empor. „Und wo ist sie?"

„In England bei der verwitweten Prinzessin von Wales."

„Ha, dort! Also doch bei einer Tochter der Königin Isabella! Und an diese dachte ich nicht. Wie kamst du auf die Spur?"

„Ich verfolgte sie in Lissabon und erfuhr bald, daß sie zwar von der Königin von Portugal freundlich aufgenommen worden sei, aber nicht lange verweilt habe und bald auf einem englischen Schiffe und wahrscheinlich mit einem Empfehlungsbrief der Königin nach England abgereist sei. Ein portugiesischer Kauffahrer nahm mich mit auf die britische Insel. Ich sah die Herzogin von Najara im Gefolge der Prinzessin von Wales. Aber sie führte einen andern Namen."

„Welchen?"

„Donna Luisa de Malaga, nach ihrem Gemahl Don Alonso de Malaga, Ehrencavalier der Prinzessin von Wales."

„Wie? Vermählt?!" rief der König erblassend.

„So ist's. Ich sah sie am Arm ihres Gatten. Sie strahlte von Glück und Wonne."

Der König wandte sich ab. „Und wer ist dieser Alonso de Malaga? Nie hörte ich diesen Namen."

„Auch ich nicht. Ich kannte den Mann nicht und konnte durchaus nichts über ihn erfahren. Sie war mit ihm nach England gekommen und von Donna Katharina

von Aragon wohlwollend aufgenommen worden. Sie ist Ehrendame, wie er Ehrencavalier der Prinzessin. Donna Luisa hat ihrem Gemahl zwei Kinder geboren, aber sie sind beide wieder gestorben.“

„Verloren! Auf ewig verloren für mich!“ rief der König schmerzlich. „O Luise, hättest du geahnt, was du mir hättest sein können! — Ich werde sie nie wieder sehen,“ wandte er sich an den Zigeuner. „Ich werde nie nach England, sie wird nie wieder nach Spanien kommen. Doch will ich dir deshalb deine guten Dienste nicht minder gut belohnen, du kommst zur rechten Zeit, um mit mir die Reise nach Kastilien zu machen. Ich werde dich vielfach brauchen können in deinem Geburtslande. Gewandte Leute, wie du, sind mir dort unentbehrlich.“

„Ew. Majestät Zufriedenheit mit meinen Diensten wird mich anspornen, alle Aufträge, die Euere Gnade mir zuweist, mit der größten Pünktlichkeit auszuführen; und ich kann wol sagen, daß mir in Spanien Manches zu Ew. Majestät Nutzen und Vortheil gelingen dürfte, was einem Andern schwer, ja unmöglich ist.“

„Dein Lohn wird deinen Diensten angemessen sein.“

„Auf dies gnädige Versprechen hin wage ich dann eine Bitte.“

„Sprich!“

„In Spanien will ich sprechen, wenn ich für Euch verrichtet habe, was kein Anderer im Stande war. Dann will ich mich unterfangen, Ew. Majestät an ihr königliches Wort zu erinnern.“

„Sprich jetzt: welchen Lohn wünschest du dir?“

„Ihr befehlt und ich muß Euch gehorchen. Es ist Euch bekannt, daß ich ein Sohn des verstorbenen Herzogs von Najara bin; ich habe Euch die Geschichte meiner Mutter einmal erzählt.“

„Ich weiß es.“

„Don Hernandez hat mich als Bruder anerkannt; ich bitte, daß Ew. Majestät diese Anerkennung bestätigen möchte. Es gibt fast kein kastilisches Adelshaus, wie hoch und vornehm es auch sei, das nicht eine Jüdin zur Stammmutter hätte; die Zigeunerin ist nicht schlechter als die Jüdin.“

„Du forderst kühn, und doch gefällt mir deine Kühnheit. Wenn du mir zwei Jahre treu und eifrig dienst, soll dein Wunsch erfüllt sein. Dann darfst du mit bedecktem Haupte vor deinem Könige erscheinen.“

„Gott segne und erhalte Ew. Majestät stets bei so guter Laune!“

Am folgenden Tage hatte man den Zuschauern, denen der König Zutritt in der Kirche der Abtei gestattet, wo das Ordenskapitel gehalten wurde, bestimmte Plätze angewiesen. Die niedern Hofchargen, welche nicht zur Ausstattung des Festes verwendet wurden, standen in der Nähe der Estrade, auf welcher die Erzherzogin-Statthalterin mit ihrem Hofstaate Platz genommen hatte. Hinter der Erzherzogin saß ihre neue Oberhofmeisterin, die Gräfin von Tyrol, und beide Frauen unterhielten sich oft mit einander. Dicht darunter waren die Pagen aufgestellt, welche auf Purpurkissen die Insignien des Ordens trugen, ein kleines Widderfell von Gold an einer langen Kette, welche aus goldnen Feuerstählen und Feuersteinen und den aus letztern hervorsprühenden Funken zusammengesetzt ist. Mit diesen Ketten wollte heute der König die neuen Ritter an sich fesseln.

Marx von Bübenhoven war der erste dieser Pagen. Er hatte sich so gestellt, daß er mit den Augen stets die beiden geliebten Frauen bestreifen konnte. Der König und die Königin saßen auf einem andern höhern, mit Purpurtüchern belegten Zimmergestühl gegenüber; an den Stufen desselben stand der Hofstaat. In den Chorstühlen

sah man die Ritter des Ordens und die edlen Herrn, welche heute dazu geschlagen werden sollten. Um den Hochaltar im Halbkreis standen die Chorherren, und der Bischof von Lüttich, vom Könige dazu eingeladen, las die Messe.

Mitten in der heiligen Handlung vernahm man plötzlich einen dumpfen Schrei. Alle Augen richteten sich nach der Estrade der Erzherzogin-Statthalterin. Die Gräfin von Tyrol war nahe daran, in Ohnmacht zu sinken. Bübenhoven war mit zwei Sätzen bei seiner Mutter

„Lannoy!" flüsterte sie. „Der Schreckliche!"

„Wo?" fragte der bestürzte Page, meinend, sie habe eine Fieberphantasie. Die Gräfin deutete mit der Hand hinab nach den Hofleuten. Dort schlüpfte Antonio, Flüche murmelnd, nach der Thüre. Auch er hatte die von ihm betrogene Frau in diesem Augenblick erkannt.

Die Gräfin erholte sich wieder, die Feier des Festes ging ferner ungestört zu Ende.

Sechs Günstlinge des Königs wurden von ihm mit den Ordensinsignien bekleidet. Der vorzüglichste darunter war Don Juan Manuel de Campos de la Torre, den man jetzt schon die rechte Hand des Königs nannte. Auch Philibert von Vere, der Theilhaber der Leichtfertigkeiten und Jugendsünden Philipps, erhielt den Orden. Andere Günstlinge, welche die Ritterzahl vervollständigten, waren Floris von Egmont, Herr von Isselstein, Jakob Graf von Horn, Heinrich Graf von Nassau, Ferrius von Croy, Herr von Reux.

Ein glänzendes Banket beschloß den feierlichen Tag. Antonio Cebes war verschwunden. Niemand wußte wohin.

6.

Todesangst und Lebenslust.

In den letzten Tagen des Jahres 1505 langten endlich die spanischen Schiffe an, und am 8. Januar 1506 fand die Abfahrt aus dem Hafen von Middelburg statt. Die Flotte war großartig an Zahl der Schiffe und Ausstattung; aber mit verschwenderischer Pracht war das von Ferdinand für das Königspaar gesandte Schiff ausgerüstet. Noch nie war in einem niederländischen Hafen ein Schiff von solcher Schönheit eingelaufen.

Mit wehmüthiger Ahnung sah das Volk seinen jungen und geliebten Herrscher scheiden und rief ihm, den der glühendste Ehrgeiz einem ungewissen Loose entgegentrieb, vom Ufer einen Scheidegruß zu. Und gleichsam als sollte diese Ahnung schnell in Erfüllung gehen, erhob sich nur wenige Stunden nach der Ausfahrt ein Sturm, der von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zunahm und in der Nacht bis zur höchsten Wuth stieg. Die Schiffer schwuren hoch und theuer, einen Orkan von solcher Stärke schier noch nicht in den Gewässern der Nordsee erlebt zu haben. Die Besorgniß wuchs mit jeder Minute, und auf dem königlichen Schiffe war Alles in höchster Aufregung. Das Schiffsvolk arbeitete mit der größten Anstrengung, aber auf seinen Gesichtern war eine so bange Besorgniß ausgeprägt, und ihren Lippen entschlüpften so manche bedenkliche Worte, daß die meisten Hofleute in wahre Todesangst versetzt wurden. Das grinsende, süße Lächeln war aus ihren Zügen verschwunden und hatte einer entstellenden Bläſſe, verbunden mit einer widerwärtigen Verzerrung, Platz gemacht. Krampfhaft hatten sie sich an die Wandpfosten angeklammert und stöhnten; die Hofdamen schrien laut, beteten und jammerten.

Andere riefen den Kapitain, dem sie wegen der gewaltsamen Bewegung des Schiffs nicht zu folgen vermochten, fort und fort an, um wenigstens ein Wort des Trostes von ihm zu vernehmen; aber dieser erklärte mit spanischer Kälte, wenn der Sturm nicht umspringe, würden sie höchst wahrscheinlich vor Tages Anbruch an die Uferfelsen Englands geschleudert werden, und es sei dann Hundert gegen Eins zu wetten, daß von Hunderten nicht Einer die Sonne wieder aufgehen sehen werde. Ein hundertstimmiger Entsetzensschrei war die Wirkung dieser trostlosen Aeußerung.

Nachdem der König vergebens versucht hatte, sich auf das Verdeck zu begeben, zog er sich in seine Kajüte zurück. Ein Page, der mühselig an den Wänden hinkroch, hielt Nachfrage nach dem Beichtvater Sr. Majestät, aber der Verlangte war nicht aufzutreiben, und Philipp versank in ein dumpfes Brüten. Die qualvolle Ahnung kam über ihn, daß diese Nacht seinem Reiche mit seinem Leben ein Ende machen würde. Sein Leichtsinn verließ ihn; er wollte Herz und Gedanken dem Himmel zuwenden, aber er vermochte es nicht ohne priesterlichen Beistand. Es gibt keine jämmerlichere Demüthigung für die irdischen Götter, als ihre Ohnmacht im erhabenen Kampfe der Elemente. Wie verlieren da Kronen und Scepter so plötzlich ihre bethörende Zauberkraft und sinken zum armseligsten, unnützesten Geräth herab! Ein König, den in toddrohenden Aufruhr eines Meersturmes der Muth verläßt, ist die traurigste aller Menschenfiguren. Und der in Ueppigkeit und Genüssen verweichlichte Philipp war jeglichen Muthes ledig. Weit würdiger benahm sich die sonst schier kindische Königin. Sie hatte sich zu Bette begeben und war mitten im Toben des Sturmes, wie ein unschuldiges Kind, unter Matty's besänftigenden Lautenklängen entschlafen. Aber die steigende Wuth des Orkans erweckte sie wieder gegen Mitternacht. Das Angstgeschrei ihrer Frauen verrieth ihr

die Größe der Gefahr. Donna Francesca d'Ulloa betete mit heulender Stimme, kniend und mit Tauen an das Bett festgebunden, ihren Rosenkranz ab und küßte dazwischen mit einer Heftigkeit, die wie Wuth aussah, ein goldenes Crucifix, das an ihrem fleischigen Halse hing. Die Königin faltete ruhig und gefaßt die Hände und gab keinen Laut von sich. Ihr an Fassung kam die schwarze Matty gleich, die zu ihren Füßen kauerte.

Die Wuth des Sturmes stieg höher und höher und jagte das prachtvolle spanische Schiff wie ein Stück armseliges Holz durch die empörten Wellen. Aber noch war das Maaß der Schrecken nicht voll, und es sollte bis zum höchsten Rande gefüllt werden; nicht allein Wind und Wasser sollten dem stolzen Königsschiff und seinen schwerbedrängten Bewohnern mit Verderben und Tod drohen, noch ein drittes entfesseltes Element sollte mit dem wild und grausig geschwungenen Schwerte des Untergangs ihr gesträubtes Haar streifen. Um die fünfte Morgenstunde schoß plötzlich ein Flammenstrahl empor und erhellte die dickgeballte, schwere neblige Finsterniß auf einige Fuß weit. Ihr Anblick wurde dadurch nur noch gräßlicher. Ein Schrei übertönte das Geheul des Sturmes, das Gebrause der Wellen; aber Niemand in den Kajüten konnte erfahren, was geschehen sei; denn nur in der unmittelbarsten Nähe war das lautgeschriene menschliche Wort vernehmbar. Die Helle wurde inzwischen größer, Geschrei und Lärm vermehrten sich, und nun verbreitete sich die Entsetzenskunde von Mund zu Mund: das Schiff sei in Brand gerathen. Selbst die in trostlose Apathie Versunkenen wurden dadurch emporgeschnellt. Im Toben des Sturmes hatte das Feuer in der Küche die Fessel abgestreift und schon einige Zeit in den untern Räumen um sich gegriffen, ehe dies neue Unglück zur allgemeinen Kenntniß gelangte. Jetzt war es ausgebrochen und zuckte an den

Masten empor, ergriff gierig die zusammengerefften, getheerten Segel und die Taue und loderte, vom Sturm angefacht, in hellen Flammen empor. Die geschmeidigen Hofleute, über deren Lippen sonst selten, am wenigsten in Gegenwart des Königs, ein lautes Wort zu kommen pflegte, heulten, allen Respekt vergessend, wie Wahnsinnige; Philipp rang die Hände und weinte verzweiflungsvoll wie ein Kind. Vielen verlöschte der letzte Funke der Hoffnung, der noch in ihrer Seele geglimmt, Andere wurden vom wilden Muth der Verzweiflung erfüllt und griffen mit den Schiffsleuten zu den Löschwerkzeugen. Manche Hände, die nie erfahren hatten, was Arbeit heißt, schwangen ein schweres Beil, um die brennenden Masten zu kappen, Andere schleppten Wasser und stürzten zehnmal nieder auf dem stets wankenden, feuchten Boden, Leute, die sonst so sicher auf dem kaum weniger festen Boden der königlichen Gemächer zu wandeln gewohnt und mit Seewasser noch niemals in Berührung gekommen waren. Ueber den König kam ein Gefühl, das wie Reue aussah; er wurde sich bewußt, wie schweres Unrecht er der unglücklichen Juana gethan hatte, und da ihn die immer weiter um sich greifende Flamme an jeder Rettung verzweifeln ließ, so wollte er wenigstens in Liebe und Eintracht mit der Frau sterben, deren zärtliche Liebe er bis jetzt mit so großer Gleichgültigkeit, ja mit noch Schlimmeren vergolten hatte. Er begab sich zu ihr in ihr Schlafgemach.

„Donna Juana," sagte er so gefaßt als möglich, „ich darf Euch die große Gefahr nicht verbergen, in welcher unser Leben schwebt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir mit Allen, die auf dem Schiffe sind, unser Grab in der Tiefe dieses Meeres finden werden. Das Schiff brennt; wir sind verloren." Seine Stimme brach, ein verzweifeltes Schluchzen entquoll unwillkürlich seinem Munde.

„Gott und die Heiligen wollen nicht, daß Euere Gott-

losigkeit den Thron von Kastilien besteige," kreischte die alte Oberhofmeisterin. „Das ist die Strafe Euerer Sünden, und wir Andern müssen unschuldig mit Euch untergehen."

Der König stöhnte und antwortete nichts auf diese Majestätsbeleidigungen. Die Königin aber erhob sich und sagte: „Tröste dich, Philipp! Wir wollen Arm in Arm den Tod erwarten. Du bist mein geliebter Gatte, und ich weiß, was mir als deiner Gattin ziemt. Die Liebe hilft uns über den kurzen Todesschauer hinüber. Aber auch Könige sind wir. Laß uns als Könige sterben!"

Gelöst und verschwunden waren alle Bande des Tiefsinns und kindischen Wahns aus der Seele dieser merkwürdigen Frau; in ihrem Auge entglomm der Glanz hohen Muths und kühner Todesverachtung, würdig einer gefeierten Heldin, und sie befahl ihren zerknirschten Frauen mit fester Stimme, ihren prachtvollsten Königsschmuck herbeizuholen und ihr anzulegen. Ihre Befehle wurden ausgeführt, und wozu sie im Angesicht der Freude und Huldigung des Volks so schwer zu bewegen gewesen war, das that sie jetzt im Angesicht des Todes freiwillig: sie ließ sich als Königin schmücken. Um ihre Schultern faltete sich der weite Purpurmantel, ihre Mitte umspannte der goldene Gürtel, ihr Haupt das goldene Diadem.

„Gebt mir Gold! Viel Gold!" sagte sie ernst; „ich will es auf meiner Brust verbergen, damit Die, welche meine Leiche aufheben und begraben, dafür königlich belohnt werden. Sie sollen es wissen, daß ich die Königin von Kastilien war." Und wahrlich sie war jetzt eine Königin im edelsten und erhabendsten Sinne. Noch nie war sie es so gewesen, wie in diesen entsetzlichen Augenblicken. Auf ihrer Stirne trat das von menschlicher Gebrechlichkeit, von Leidenschaft und Wahn verhüllt gewesene Zeichen der Majestät rein und leuchtend hervor und warf eine ruhige und erhabene Verklärung über ihre ganze Gestalt. In

dieser Nacht, in welcher Männer zitterten und jammerten, bewies sich diese schwache und bekümmerte Frau als eine wahrhaftig Geistesstarke, als der großen Isabella von Kastilien würdige Tochter und Nachfolgerin. Selbst auf ihre in Todesangst lebende Umgebung machte diese erhabene Erscheinung einen tiefen Eindruck. Neben ihr war die schwarze Matty das einzige lebende Wesen, welches seinen fröhlichen Gleichmuth behauptete; denn auch die Katzen der Königin rannten schreiend umher, und Don Cesar schien, seiner Aufführung nach zu schließen, eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem ihm drohenden Schicksale zu haben. Die reizbare Tochter Afrikas sah mit einer bewundernswerthen Fassung dem Tode in's Auge.

Die erste Lichtspur eines trüben Wintertags drang endlich durch die dichtzusammengeknäulten Nebel und Wolken, und so traurig und schwermüthig auch sein umflorter Blick war, er schien doch einen Zauberbann auf die gräßlichste Wuth des Sturmes auszuüben. Die Gewalt desselben ließ allmälig nach, der Wind sprang um und die hohlgehenden Wellen machten Anstalt, sich wieder beruhigen zu wollen. Desto ärger wüthete das Feuer auf dem Königsschiffe, und die Hoffnung, welche der nachlassende Sturm gab, vernichteten die immer gieriger um sich greifenden Flammen wieder. Die geängstigten Schiffsbewohner sahen die Gefahr, von dem den Einsturz drohenden brennenden Verdeck erschlagen zu werden, von Minute zu Minute wachsen. Aber mit dem Tage kommt dem Menschen stets neuer Muth, und mit dem Muthe wächst seine Stärke. Alles, was Hände hatte, griff jetzt an, um des Feuers Herr zu werden, und wohin sich Niemand wagte, da sah man Matty's Gestalt, wie einen schwarzen Schatten, schnell erscheinen und verschwinden. Sie leistete die wichtigsten Dienste. Doch noch stundenlang schwankte der Sieg. Endlich am Mittag nahten zwei Schiffe der Flotte auf die

gegebenen Nothsignale dem Königsschiff und fuhren mit schnell ausgesetzten Böten heran. Diese neuen Kräfte bewältigten bald das feindliche Element und die Flamme wurde ersäuft.

Der Sturm hatte sich zwar noch nicht ganz gelegt, aber der Himmel fing an heller zu werden und man erkannte die nahe englische Küste, auf welche die drei Schiffe losgetrieben wurden. Von den übrigen Schiffen der stolzen Flotte war nichts zu entdecken. Die Lenker der Schiffe beeilten sich, im nächsten Hafen Schutz zu suchen; aber nur mit der größten Mühe und äußersten Anstrengung gelang es, das übel zugerichtete Königsschiff um zwei Uhr in den Hafen Weymouth an der Küste der Grafschaft Dorset einzuführen. Der stolze Prachtbau war ein elendes Wrack geworden.

Der König ließ sich mit seiner nächsten Umgebung in einer kleinen Zille an's Land setzen und ging nach einem nahegelegenen Landhause, welches einem jungen Edelmanne, Namens Thomas Trencherd, gehörte. Bei diesem war eben ein anderer Adeliger aus der Nachbarschaft, John Carous, zum Besuch und vom stürmischen Wetter von der Rückkehr abgehalten worden. Diese beiden Herren vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel, als der König mit seinem Gefolge eintrat und sich ihnen zu erkennen gab. Vom Erstaunen über einen so seltenen Gast gingen die Bewohner des Hauses zu ehrfurchtsvoller Anerbietung ihrer thätigen Hülfe über. Die besten Zimmer wurden dem König und seiner nächsten Umgebung geräumt, und der Hausherr fuhr in einem großen Boote, das in Eile mit so viel Bequemlichkeit als möglich ausgestattet war, nach dem halbzerstörten Königsschiffe in den Hafen hinaus, um die Königin mit gebührenden Ehrenbezeigungen einzuholen. Die übrige Mannschaft der drei burgundischen Schiffe wurde in den andern am Hafen lie-

genden Landhäusern und in der Stadt untergebracht, und als es Nacht wurde, war Jedermann, der mit dem Könige in den Hafen eingelaufen war, unter Dach.

Der König erkundigte sich gleich an diesem Abende bei seinem gefälligen Hauswirthe, ob nicht ein gutes und bequemes Schiff zu haben sein möchte, auf dem er in einigen Tagen, sobald er Nachricht von den übrigen Schiffen seiner Flotte erhalten, seine Reise ungesäumt fortsetzen könnte.

„Ew. Majestät wird doch gewiß nicht unsere Insel wieder verlassen wollen," versetzte Trencherd, „ohne ihr Gelegenheit gegönnt zu haben, sich der hohen Ehre dieses unverhofften Besuchs gehörig zu erfreuen, und dieses kann unmöglich anders geschehen, als wenn unser König Euch in seinem Reiche begrüßt. Auch werdet ihr gewiß Euerer hohen Gemahlin vergönnen, ihre bei uns als Mitglied unseres königlichen Hauses lebende Schwester zu umarmen. Es ist meine Unterthanenpflicht, daß ich morgen bei Zeiten eine Anmeldung von dem Glück, das uns leider durch Ew. Majestät Unglück widerfahren ist, an unsern König abzusenden, und ich bitte, Ihr wollet mir dazu die gnädigste Erlaubniß nicht versagen."

Philipp dachte in diesem Augenblick weder an den König von England, noch an die Prinzessin von Wales, sondern an Luise, seine geliebte Luise. Ein unerwartetes Schicksal hatte ihn an die Küste Englands geworfen; sollte er sie wieder verlassen, ohne die heiß Ersehnte gesehen zu haben? Ja, er schmeichelte sich mit der leisen Hoffnung, daß es seiner Ueberredungskunst gelingen würde, sie zur Rückkehr nach Spanien auf seinem Schiffe und in seiner Gesellschaft zu bewegen. Wie reizend träumte er sich die Reise an ihrer Seite! Wie süß däuchte ihm das Glück, König von Kastilien zu sein, wenn sie an seinem Hofe lebte und den Zauber ihrer Gegenwart über seinen Purpur

göſſe, wie ein verklärendes Licht! Schon beſtimmte er ſie in Gedanken zur erſten Ehrendame der Königin. Er hatte alſo nichts dagegen, daß John Carous am folgenden Morgen nach Windſor reiſe, um der königlichen Familie ſeine Ankunft in England zu melden; nachher erſt fiel ihm ein, daß er ja ſeine Schwägerin, die verwitwete Prinzeſſin von Wales, noch nicht perſönlich kenne und unmöglich ſo unhöflich ſein könne, weiter zu reiſen, ohne ſie begrüßt und ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Ebenſo wenig kannte er den König und den Kronzprinzen, Herzog von Cornwallis.

Der Bote ging alſo nach Windſor ab, und aus dem Hafen liefen eine Anzahl größerer und kleinerer Fahrzeuge aus, um im baltiſchen Meere und in den an demſelben gelegenen übrigen engliſchen und franzöſiſchen Häfen die zur burgundiſch-kaſtiliſchen Königsflotte gehörigen Schiffe aufzuſuchen oder Nachrichten über deren Schickſal zu erlangen. Schon nach wenigen Tagen erfuhr man auf dieſe Weiſe, daß zwei Schiffe mit Soldaten und Dienſtleuten des Hofs mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ſeien, die andern, theilweiſe mehr oder minder beſchädigt, hatten weithin in den Buchten und Häfen der engliſchen Küſte Schutz geſucht und liefen allmälig, nachdem ſie erfahren hatten, was aus dem König geworden, im Hafen von Weymouth ein.

König Heinrich VII. von England, einer der ſchlauen, verſchmitzten Fürſten, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Unterdrückung der frechen Macht des großen Lehnsadels jene Politik erfanden und in Anwendung brachten, deren Grundſätze ihr florentiniſcher Zeitgenoſſe Nicolo Macchiavelli in ſeinem berüchtigten Lehrbuche „Il principe“ zuſammengeſtellt und verewigt hat, Heinrich ließ keinen Zufall unbenutzt, um ſich und ſeine Dynaſtie auf dem engliſchen Thron, auf den er nicht das entfernteſte hiſtoriſche Recht und nur das ſiegreicher Gewalt hatte, zu

befestigen. Das Unglück Philipps, das ihn, gegen seinen Willen, nach England geführt, war dem Inselkönig ein solcher willkommener Zufall, um für sich Nutzen daraus zu ziehen.

Am fünften Tage nach Philipps Landung erschien in Trencherds Landhause eine glänzende Gesandtschaft des Königs von England, aus mehreren Fürsten, Baronen und Räthen desselben bestehend, welche das Königspaar von Kastilien im Namen ihres Königs feierlich bewillkommnete, nach Windsor an den Hof einlud und sich als Ehrencomitat dorthin auswies. Der nächste Morgen sah den burgundisch-kastilischen Hof in Begleitung der englischen Hofherren und Großen schon auf der Reise, und nichts war vom König Heinrich unterlassen, sie für Philipp und Juana auf das ehren- und prachtvollste auszustatten. Alle Städte und Orte waren angewiesen, das Königspaar mit denselben Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen zu begrüßen, wie ihren eignen König. Eine Strecke vor der Stadt Windsor kam ihnen der Herzog Heinrich von Cornwall, der Thronerbe, damals vierzehn Jahre alt, mit der Witwe seines Bruders Arthur, der Prinzessin Katharina von Wales entgegen*). Donna Catalina, die jüngste Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragon und Isabella's von Kastilien, stand in ihrem einundzwanzigsten Jahre. Sie war von mittler Leibesgröße, unschön und hatte nicht nur die unverkennbarste Aehnlichkeit mit ihrem Vater, sondern sie besaß auch seinen Geist und seine Verschlagenheit. Die beiden fürstlichen Schwestern hatten sich seit Juana's Abreise aus Spa-

---

*) Es ist bekannt, daß Prinz Heinrich von Cornwallis drei Jahre später seinem Vater als Heinrich VIII. folgte und seine Schwägerin Katharina von Aragon zu seiner ersten Gemahlin machte, von der er sich 1532 wieder scheiden ließ.

nien und Vermählung vor neun Jahren nicht wieder gesehen und Katharina war damals noch ein Kind gewesen. Um so rührender war ihre herzliche Umarmung und Begrüßung und Beider Thränen flossen reichlich. Lebten doch von den fünf erwachsenen Geschwistern nur noch drei; Isabella, die Königin von Portugal, die älteste Schwester, Don Juan, der einzige Bruder*, und auch die treffliche Mutter waren in der Zeit, während Juana und Katharina sich nicht gesehen, in den Tod gegangen, und Juana's Geisteslicht war verdüstert worden. Grund genug zu schmerzlichen Erinnerungen und zu Thränen bei diesem unverhofften Wiedersehen.

König Heinrich, ein schwächlicher Mann, der damals im funfzigsten Jahre stand, empfing seine hohen Gäste am Thore des königlichen Palastes. Der ganze Hofstaat war versammelt und dem kastilischen Königspaar wurde jede erdenkliche Ehre erwiesen. Ihr Unglück und das drohende Verderben, das dicht über ihren Häuptern geschwebt hatte, waren der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit musterte Philipp die Hofdamen, um seiner unvergeßlichen Luise reizendes Gesicht zu entdecken, und da die Königin von England zwei Jahre vorher gestorben war, so mußte der anwesende weibliche Hofstaat nothwendiger Weise der Prinzessin von Wales gehören, welche die Honneurs im königlichen Hause zu machen hatte. Aber alle diese Gesichter waren ihm fremd. Seiner muntern Schwägerin schien diese Aufmerksamkeit keineswegs zu entgehen, und ein schalkhaftes Lächeln glitt einigemal über ihre feinen, wenn auch reizlosen Züge. Sie lud das Königspaar zum folgenden Tage in ihren eigenen Paläst ein, dazu den König und den Kronprinzen von England.

So glänzend aber auch das Fest war, das sie gab — was Philipp suchte, fand er nicht. Am Abend war große

Vorstellung des ganzen Hofstaats, sowol des königlichen als dessen der Prinzessin, und dann Banket. Eine ihm der Gestalt und dem Namen nach gänzlich fremde Dame wurde Philipp als Oberhofmeisterin der Prinzessin von Wales genannt. Er gab also dem Argwohne in seiner Seele Raum, der Zigeuner, der ohnedies als ein Betrüger entlarvt worden war, möchte ihn auch in dieser Beziehung betrogen haben. Um sich jedoch zu überzeugen, suchte und fand er in den nächsten Tagen Gelegenheit, seine Schwägerin unter vier Augen zu sprechen. Bei einem Banket, das der Prinz von Cornwallis gab, tanzte er mit Katharina. Während der Pause sagte er: „Ich muß Ew. Liebden mit einer Frage beschwerlich fallen, die mich schon seit einigen Tagen auf der Seele brennt.“ Sie lachte, als wüßte sie bereits, was er fragen wollte, und zog ihn in eine Fensternische. „So fragt mich denn!“ sagte sie muthwillig. „Es liegt Euch doch daran, daß kein anderes Ohr als das meinige Euere Worte erreichen. Ich wette, Ihr wollt Euch nach irgend einer schönen Dame erkundigen, die Ihr bei Hofe gesehen, oder nicht gesehen habt. Hab' ich's errathen? O Euer Ruhm ist auch nach England gedrungen! Und es ist ein Glück für Ew. Majestät, daß die geduldige Donna Juana und nicht die hitzköpfige Donna Catalina Eure Gemahlin geworden ist. Nun so fragt doch und laßt mich nicht allein plaudern!“

„Fast möcht' ich nun schweigen, da Ihr's wirklich errathen habt, schöne Schwester. Aber ich vertraue auf Euere weibliche Nachsicht, und ich will ja nach einer Dame fragen, die ich nicht im Hofstaat, die ich überhaupt nicht in England gesehen habe, und die wahrscheinlich gar nie hier gewesen ist.“

„Nun, so laßt hören, schöner, frauengefährlicher Bruder!“

„Man hat mir vor kurzer Zeit erst gesagt, Euere erste

Ehrendame sei die verwitwete Herzogin von Najara, die auch Ehrendame Euerer Mutter war; und doch hab' ich sie nicht unter Euerm Hofstaate gefunden."

„Ei, ei, was hat Ew. Liebden doch mit dieser schönen Frau?" drohte die Prinzessin schalkhaft mit dem Finger. „Das muß ja ein eigenthümliches Geheimniß sein! Ich sag' Euch, Donna Luisa war allerdings seit anderthalb Jahren meine Oberhofmeisterin, und ihr Gemahl Don Alonso de Malaga mein Ehrencavalier; aber Beide haben mich plötzlich verlassen, es ist heute der zehnte Tag. Denn kaum hatte sich die Nachricht an unserm Hofe verbreitet, daß Ew. Majestät an der englischen Küste gelandet sei und uns einen Besuch abzustatten gedenke, als Donna Luisa und ihr Gemahl mich mit der äußersten Unruhe um ihre Entlassung baten. Vergebens waren meine Bitten; mit einer steigenden Angst, deren Grund sie mir durchaus nicht entdecken wollte, bestand die schöne Frau auf ihrem Willen, und so mußte ich das mir so lieb gewordene Ehepaar gehen lassen. Sie reisten noch denselben Tag nach London und haben, wie ich bereits in Erfahrung gebracht, die Insel zwei Tage darauf mit einem englischen Schiffe verlassen."

Der König war erblaßt. „Die Insel verlassen!" sagte er mit bebender Stimme kaum hörbar. „Aber, mein Gott! weshalb diese Flucht?"

„Wenn Ihr es nicht wißt, ich kann Euch nichts darüber berichten. Sie schien eine Furcht vor Euch zu haben, wie sie ein Mensch nicht vor einem andern haben sollte. Den Grund derselben werdet Ihr besser kennen, als ich; denn Donna Luisa hat mir nichts darüber vertraut."

„Ich schwör' Euch zu, mir ist es ein unerklärliches Räthsel. Nie hab' ich etwas gethan, um der Herzogin Furcht einzuflößen."

„Ich glaub' es Euch wol. Ihr mögt vielmehr Alles

gethan haben, um ihr das Gegentheil von Furcht einzuflößen.“

„Und wer ist dieser ihr Gemahl, der das Räthsel nur noch undurchdringlicher macht?“

„Ein trefflicher, würdiger Mann, der meine ganze Hochachtung besaß. Weiter weiß ich nichts von ihm. Er und seine Gemahlin brachten mir die besten Empfehlungsbriefe von Personen, auf deren Wort ich etwas halte. Auch war mir Donna Luisa persönlich vom Hofe meiner königlichen Eltern bekannt; ich hatte so viel von ihr gelernt, daß meine Dankbarkeit sie meine Lehrerin nannte. Auch wußte ich, wie viel sie bei meiner theuern Mutter galt. Ich nahm sie und ihren Gemahl also mit Freuden in meinem Hofstaat auf, und ich habe nichts mehr bedauert, als daß sie daraus geschieden sind.“

„So hab' ich Euch unschuldig einen großen Verlust bereitet?“

„Ich kann Euerer Unschuld nicht darob zürnen. Seltsam ist übrigens, daß ein Spanier, ein Sohn ihres ersten Gemahls, Don Antonio de Villaquiran, der sich im vorigen Jahre eine Zeit lang am hiesigen Hofe aufhielt und, wenn ich nicht irre, vom Könige zu allerlei geheimen Geschäften gebraucht wurde, zwei Tage nach der Abreise der Malagas hier erschien und sich mit einer Aengstlichkeit nach ihnen erkundigte, die der Eurigen gleichkam, ja daß er ihnen sogleich nachgereist ist, sie aber nicht mehr in England getroffen hat, worüber er, wie mir einer seiner Freunde sagte, ganz untröstlich gewesen ist. Vergebens hat er geforscht, wohin das Schiff, das sie an Bord hatte, gegangen ist.“

„Don Antonio de Villaquiran!“ sagte Philipp erstaunt. „Ein kleiner dunkelbrauner Mann mit einer starken Narbe auf der Stirn?“

„Ei freilich derselbe. Ihr kennt ihn.“

„Und wo ist dieser Mensch?"

„Ich hab' ihn nicht wieder gesehen, nichts von ihm gehört."

„Das Räthsel wird immer verwirrter, immer dunkler. Ich stehe mitten in einem Labyrinth und habe keinen Ariadnefaden in der Hand, mir herauszuhelfen."

Das trübselige Gesicht, das er zu diesen Worten machte, vermochte die Prinzessin ihm zuzurufen: „Verliert nur, um aller Heiligen willen! dieser Geschichten wegen Euere gute Laune nicht. Kommt, kommt zum Tanze! Es wird Euch Alles klar werden, wenn Ihr fröhlich seid. Denn für vergnügte Leute gibt es kein düsteres Geheimniß!" Und sie zog ihn fort zum Tanz.

7.

Abscheiden.

Jakob Fugger stand am Krankenbette seines Bruders Georg. Das Brustleiden, an welchem der schwächliche Mann Jahre lang gelitten, war in das letzte Stadium getreten, und seit Anfang dieses Jahres hatte der Kranke das Lager selten verlassen. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, und sprach darüber ruhig und gottergeben mit dem jüngern Bruder.

„Ich habe wenig Wünsche, die sich auf die Erde beziehen," sagte er. „Du hast unserm Hause zu Ehre und Reichthum verholfen, du bist meinen vier Kindern ein zweiter Vater gewesen und wirst es ferner sein, wenn ich nicht mehr bin. Gern hätte ich die Ausführung deiner großen und schönen Pläne mit dem jungen König von Kastilien erlebt; der Herr des Lebens und des Todes hat

es anders mit mir bestimmt, und ich füge mich willig und gehorsam seinem Gebote. Raimund und Anton werden dir bald von Nutzen sein; ich betrachte sie ganz als deine Söhne; sie sollen das brüderliche Vermächtniß sein, das ich dir hinterlasse. Anton, obgleich erst dreizehn Jahre alt, zeigt doch viel Eifer und Trieb. Ich denke, er wird ein tüchtiger Geschäftsmann werden. Raimund ist mir zu hoffärtig; er weiß mehr, als mir lieb, daß wir reiche und adelige Leute sind. Er hat den Hochmuthsgeist von seiner Mutter, deren Liebling er ist. Suche diesen Geist so viel zu dämpfen, als du vermagst. Laß dem Raimund und seiner Mutter die Zügel nicht schießen; halte sie straff. Wir haben an den Fuggern vom Reh erlebt, was bei solcher Hoffart herauskommt. Du bist der Mann dazu, der nie vergaß und nie vergessen wird, daß wir vom Webstuhl abstammen. Ich muß dir diese weltliche Fürsorge überlassen. Aber in Bezug auf meinen Aeltesten hab' ich noch einen sehnlichen Wunsch."

„So sag' an, lieber Bruder; kann ich deinen Wunsch erfüllen oder zur Erfüllung desselben beitragen, so weißt du, daß ich nichts sparen werde, weder Mühe, noch Zeit, noch Geld."

„Nicht du kannst ihn erfüllen, aber du wirst dazu thun können. Ich möchte, ehe ich scheide, das heilige Zeichen des Priesterthums von seinem Haupte leuchten sehen. Er ist zwar vor vier Monaten erst siebenzehn Jahr alt geworden, und es fehlt ihm noch viel am kanonischen Alter; aber du weißt es selbst, daß er an Ernst, Würde und Eifer für Gott und die Kirche keinem vierzigjährigen Priester nachsteht. Er wird ein wahres Kirchenlicht werden, nicht ein flackerndes Irrlicht, wie, Gott sei's geklagt! jetzt die meisten Kleriker. Jakob, ich möchte den Leib des Herrn von der Hand meines Sohnes empfangen,

eh' ich hinübergehe zu Dem, der auf Erden einst diesen göttlichen Leib getragen."

Jakob drückte des kranken Bruders Hand. Eine Thräne schimmerte in seinem Auge. „Dein Wunsch ist ein so frommer, väterlicher, daß ich seine Erfüllung zu erlangen hoffe. Es ist mir rührend, daß sich unsere Wünsche in dieser Hinsicht begegnen. Auch ich habe daran gedacht, unserm Marx, in welchem ich unsern frommen verklärten Bruder wieder erstehen sehe, dessen Namen er führt, die Priesterweihe bald geben zu lassen. Als ich vor drei Monaten von Wien kam und in Regensburg an der Tafel des hochwürdigen Bischofs saß, ging mich derselbe an, meinen Neffen seinem Stifte anzuvertrauen, sobald er seine theologischen Studien in Ingolstadt vollendet habe. Dies würde nun freilich erst zu Ende dieses Jahres der Fall sein. Ich wollte dich dann überraschen, indem ich dir deinen Sohn als Klerikus zuführte. Da du dich aber schwach fühlst, und Gottes Wille vielleicht eher über dein Leben verfügen möchte, so will ich unverzüglich nach Ingolstadt und mit Marx dann nach Regensburg reisen und dem Bischof die Umstände mittheilen, welche unsere Bitte gar sehr unterstützen."

Georg segnete Jakobs Entschluß, und dieser reiste am folgenden Tage mit seinem Veit Schellenberger ab. Während seiner Abwesenheit wurde es mit dem Kranken schlimmer. Die Stürme des scheidenden Winters schienen seinem Leben bald ein Ende machen zu wollen. Da wurde denn oft ein alter blinder Mann an sein Lager geführt, mit welchem er sich besonders gern unterhielt. Dieser Greis war Meister Bry, der Maler aus Antwerpen, der Vater der einst so schönen und durch ihr Schicksal merkwürdigen Eleonore. Sie sprachen dann meist von vergangenen Zeiten, und der blinde Maler wußte viel zu erzählen aus seinem Vaterlande, noch aus der Zeit Philipps des Guten

und Karls des Kühnen. Er hatte die burgundische Marie als Kind gekannt und alle die schweren Kämpfe mit durchgemacht, welche ihre Verheirathung mit dem östreichischen Maximilian unter den trotzigen Niederländern hervorgerufen. „Ach, hätte ich ahnen können," seufzte er einst, „daß der Sohn der schönen Maria und des schönen Max mich in meinem Alter aus dem Vaterlande vertreiben würde!"

„Ihr dürft nicht ungerecht sein, Meister Johannes," warf ihm Georg Fugger ein. „Nicht der Erzherzog Philipp hat Euch aus dem Vaterlande vertrieben, sondern der gekränkte Stolz Euerer Tochter. Weltlust und Hoffart brachten sie zur Sünde und bereiteten ihren Fall. Ihr mögt unschuldig sein an dem bösen Handel, aber in solchen Dingen muß der Unschuldige fast immer mit dem Schuldigen leiden."

„Wenn sie schwer gesündigt hat," sagte der Blinde heftiger, „so hat sie auch schwer gebüßt. Wer hat mehr gelitten, als sie? Und leidet sie nicht täglich und stündlich? Niemand weiß besser als ich, welch ein großer und unauslöschlicher Gram an ihrem Herzen frißt. Dieses Herz hat aber kein Mensch erkannt und gewürdigt, als van der Voort, der arme, unglückliche Mann. Es ist immer mit Füßen getreten worden."

„Ihr seid der Vater der Frau Eleonore, und deshalb verzeiht man Euch, wenn Ihr so warm für sie streitet. Aber Ihr werdet nicht läugnen können, daß sie ihr Herz nicht in Demuth gekleidet hat, wie es einer Christin ziemt, die also vom Unglück heimgesucht worden ist. Sie besucht niemals das Haus meines Bruders Jakob oder das meinige."

„Zürnt ihr deshalb nicht. Ein stolzes Gemüth, wie das ihrige, kann sich nicht demüthigen. War sie nicht eine hochbegabte Künstlerin? Ist sie es nicht noch? War

sie nicht die Frau eines der reichsten Kaufherren und umgeben mit jeglicher Herrlichkeit des Reichthums? Meint Ihr, sie sollte nun Gnadenbrot essen und mich damit füttern? Nein, sie arbeitet und ernährt mich und ihre Geschwister. O Ihr solltet die Fülle von Liebe kennen, die in ihrem Herzen wohnt! Wie pflegt sie mich, wie lauscht sie mir jeden Wunsch ab, eh' er noch recht in mir erwacht ist! Nichts ist zu erdenken, womit sie mir Freude machen könnte, das sie nicht in's Werk stellt. Sie malt und spinnt und näht vom ersten Morgenstrahl bis in die sinkende Nacht. Und in der Nacht tritt sie oft an mein Lager, um auf meine Athemzüge zu lauschen, um zu forschen, ob ich irgend eines Beistandes bedarf. Kann ein Herz, das nicht von der heißesten Liebe erfüllt ist, also handeln?"

„Gott segne Euere Tochter für solche Liebe! Warum weiset sie aber jede Hülfe meines Bruders zurück? Sie brauchte nicht zu arbeiten und könnte es gut haben. Noch im vorigen Sommer fragte der junge König von Kastilien meinen Bruder Jakob, als dieser in Antwerpen war, mit großer Theilnahme nach ihr und bestimmte ihr ein reiches Jahrgeld. Sie hat es mit Entrüstung zurückgewiesen. Wißt Ihr davon?"

„Nein; sie hat mir kein Wort von diesem neuen Anerbieten des Königs gesagt. Aber ich glaube wol, daß sie es mit Unwillen ausgeschlagen, und ich muß sie darum loben. Almosen empfangen, zumal von solcher Hand, ist nicht Jedermanns Sache. Man darf des jungen Königs niemals in Eleonorens Beisein erwähnen. Sie bekömmt meist Wein- und Lachkrämpfe, wenn sie an ihn erinnert wird. Ich bitt' Euch, laßt sie in ihrer Weise gehen. Wir ertragen ja gern unsere Armuth. Gott schenk' Euch Gesundheit! Wenn ich der Hülfe und der Unterstützung bedarf, werd' ich mich an Euch wenden."

„Ich werd' Euch schwerlich helfen können. Gott helfe mir selbst in meiner letzten Stunde, die nicht fern mehr ist! Aber mein Bruder Jakob wird stets Sorge für Euch tragen."

„Könnt' ich doch für Euch sterben," weinte der Greis. „Ich bin blind und lebensmüd' und zwanzig Jahre älter als Ihr. Was nütz' ich auf der Welt, wo ich nichts verrichten kann und meiner lieben Lore nur eine Last bin!"

„Gott schenk' Euch, wie mir, Frieden!"

„Den ewigen. Amen! Auf Erden ist kein Friede. Ich bin dreiundsiebenzig Jahre alt und habe nichts als Hader und Streit erlebt unter Großen und Kleinen. Die Fürsten haben um Land und Leute gehadert, die Ritter mit den Städten, die Städte mit den Bauern, die Pfaffen mit Allen, und um was? Um Herrschaft, um Hab' und Gut, um Geld und Geldeswerth. Die Fürsten haben den Adel unterdrückt und sind mächtiger geworden; hat's den Leuten gefrommt? Sie werden geschunden und geschoren nach wie vor. Der Kaiser, sagt man, ist mächtig geworden in deutschen Landen; hat's diesen gefruchtet? Der Pfaff ist immer frecher geworden und treibt seine Sünden vor aller Welt und nennt sich einen Diener Gottes. Ich war noch ein junges Blut und eben von der Gilde zum Gesellen gesprochen, da kam der Türk und nahm Konstantinopel. Das war ein Zeter durch alle Länder. Da wurde Geld gesammelt und gebetet, wenn das Türkenglöcklein geläutet wurde. Es hat Alles nichts gefördert. Der Türk ist immer mächtiger geworden. Ein Räuber und Mörder saß auf St. Peters Stuhl und nannte sich Gottes Statthalter auf Erden. Der Türk wird noch Alles verschlingen ob der greulichen Sünden, welche die ganze Welt verderbt haben. Wohl mir, daß ich blind bin und die Schande nicht mehr sehe! Wohl mir, daß ich bald eingehen werde zu Gottes Herrlichkeit!"

So sprach der blinde Mann und ging mit gesenktem Haupte, gestützt auf den Arm seines Führers. —

Nach ein paar Tagen ward die Thür aufgethan, und Jakob Fugger führte seinen Neffen Marx herein. Der Jüngling trug das Priestergewand und auf seinem entblößten Haupte erblickte das frohe Auge des Vaters die Tonsur.

„Nimm ihn!“ sagte Jakob mit Thränen, indem er den jungen Priester in des Kranken Arme legte, „er ist Baccalaureus des regensburger Stifts und ein geweihter Priester des Herrn.“

„Sei gesegnet, sei gesegnet, mein Sohn!“ weinte Georg, so schwach, daß er nur mit Mühe sprechen konnte. Marx, ein hoher, ernster, bleicher Jüngling, benahm sich so würdig, daß Jakob vor Rührung hinausgehen mußte. Die Mutter, der stattliche Raimund in der reichen Kleidung eines Junkers, der lebendige Anton, die kleine hübsche Schwester Regina traten um das Bett. Es war für Alle eine wehmüthig frohe Stunde, den ältesten Bruder, den Stolz des Hauses, mit den Abzeichen des Priesterthums geschmückt zu sehen. Georg hielt Marx' rechte Hand fest und drückte sie dann und wann an seine hochschlagende Brust. Marx mußte umständlich von den Feierlichkeiten erzählen, die bei seinen Weihen stattgefunden hatten, und richtete Grüße des Bischofs aus. Jakob hatte unterdessen zum Bruder Ulrich geschickt, und es dauerte nicht lange, so erschien auch dieser mit seiner Ehewirthin und den fünf jüngeren Kindern. Die drei älteren Töchter waren auswärts verheirathet, Anna im vorigen Jahre an Georg Turzo von Bethlehemfalva in Kremnitz, Ursula vor dritthalb Jahren an Philipp von Stain, einen bairischen Edelmann, und Veronica vor anderthalb Jahren an den Gutsbesitzer Walther Ehinger in Balzheim.

Marx wurde auch von seinem Oheim Ulrich und

dessen Familie mit einer gewissen Ehrfurcht begrüßt und man verabredete für den folgenden Morgen die feierliche Handlung.

Als am nächsten Tage in der Frühe Jakob mit seiner beleibten Ehehälfte in die Krankenstube trat, war sie in eine einfache Kapelle verwandelt. Ulrich war mit seiner Familie schon zugegen. Seine Kinder und Anton und Regina knieten am Altar nieder, an welchem Marx das heilige Meßopfer brachte; dann reichte er seinem Vater, seiner Mutter, seinen beiden Oheimen und deren Frauen und seinem Bruder Raimund den Leib Christi und sprach den Segen über sie. Kein Auge blieb trocken und Georg blickte verklärt empor und lispelte: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben ihn als deinen Priester gesehen.“

Nach der heiligen Handlung rief er seine vier Kinder heran. „Marx,“ sprach er, „du bist nun ein Sohn der heiligen Mutter Kirche und bedarfst keines irdischen Vaters mehr. Freunde und Berather werden dir deine Oheime sein; aber du, Raimund, du Anton, und du, Regina, mein liebes Töchterlein, seht hier Euern Vater Jakob, seid ihm brave, folgsame Kinder! Nimm sie, Jakob, die theueren Pfänder! Ich brauche dich nicht zu bitten, ihnen ein braver Vater zu sein. Ich kenne dein edles und großes Herz.“

Jakob umarmte die Kinder weinend.

„Und noch Eins, was dich allein angeht, mein lieber Bruder Jakob. Du bist seit einiger Zeit mit dem schönen Gedanken umgegangen, in der St. Jakobsvorstadt eine Anzahl Häuser für die Armen unserer theuern Vaterstadt zu erbauen, und du hast ein paar Mal davon zu mir gesprochen. Ich bitte dich, laß diesen gottseligen Gedanken nicht fahren. Führe ihn aus zu Gottes Ehre und der Armen Hülfe! Geh' bald an's Werk! Der dritte Theil

aller Kosten dieses Unternehmens soll aus meinem Nachlasse bezahlt werden. Baue so viel Häuser, als die Armuth bedarf, damit jeder Arme gesund und reinlich wohne und seine Arbeit ohne Hinderniß verrichte. Versprich mir das! Ich werde dann ruhiger sterben."

„Gott gebe dir eine fröhliche Urständ, herzlieber Bruder," versetzte Jakob. „Das fromme Werk soll meine erste Sorge sein."

„Es sei eine Stiftung der Fugger'schen Familie, ein bleibendes Denkmal unseres Hauses," fuhr der Sterbende fort, „daran man in später Zeit erkenne, daß wir Gottes über den Mammon nicht vergessen, sondern die irdischen Güter, die er uns geschenkt, zum Besten angewandt haben. Darum soll die Stiftung auch die Fuggerei heißen. Das ist mein letzter Wille."

„Es geschehe also! Amen!" erwiderten die Brüder Ulrich und Jakob mit gefalteten Händen.

„Und das erste, fertige Haus sollst du dem alten, blinden Maler aus Antwerpen und seinen Kindern einräumen und ihnen die Nothdurft reichen in meinem Namen und als mein Vermächtniß."

„Amen! Amen!" betete die Familie. —

Zwei Tage später, am 14. März, übergab Georg Fugger seine Seele Gott, nachdem er seine Kinder noch einmal gesegnet hatte. Er starb in den Armen seines treuen Weibes und seines Bruders Jakob. Er hatte sein Alter nicht ganz auf dreiundfunfzig Jahre gebracht.

Von der ganzen Familie war Niemand durch diesen Todesfall so schmerzlich angegriffen, als Jakob. Da seine beiden Brüder durch Kränklichkeit öfter von den Geschäften abgehalten wurden, so waren sie sowol, als ihre Frauen und Kinder gewohnt, ihn als Familienoberhaupt, als Vater und Ernährer zu betrachten. Er war's ja, der nicht nur dem Hause zu so großem Reichthum und Ehre verholfen,

sondern der auch alle Kinder seiner Brüder mit einer Liebesfülle umfing, wie diese kaum selbst. Das Herz dieses in jeder guten Beziehung ausgezeichneten Mannes war ein unergründlicher Liebesborn für alle Liebebedürftigen, dessen segenvolle Ausströmungen aber zunächst seiner Familie zu Gute kamen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese überreiche Spendung daher entstand, weil er selbst keine Kinder hatte. Hätte seine Wirthin ihn mit Leibeserben beschenkt, so würden natürlich diese vorzugsweise der Gegenstand seiner Zärtlichkeit, und der Kreis seiner Liebe enger gezogen gewesen sein. Und wie die andern Glieder des Fugger'schen Hauses, so betrachtete er sich selbst unwillkürlich als ihren Vater, und er stand deshalb zu seinen Brüdern in einem innigern als blos brüderlichen Verhältniß. Georg aber war ihm an Alter der nächste gewesen und hatte als der schwächlichste und kränklichste gleichsam die meisten Ansprüche an Jakobs Liebe gehabt. Niemals war ihr herzliches Einverständniß gestört worden; sie hatten in einer beneidenswerthen Einigkeit miteinander gelebt. Seit dem Tode der Eltern waren nur einige kleine Kinder Georgs und Ulrichs gestorben; Georgs Tod war der erste bedeutende Sterbefall, seitdem die Familie in so hohes Ansehen und so großen Reichthum gekommen war. Darum war Jakobs Herz von schier unbesiegbarer Trauer erfüllt.

An der Leichenbestattung nahm fast ganz Augsburg Theil, die Herren des Raths, die Zünfte, die wenigen Geschlechter, der Bischof mit dem Kapitel umgaben die Leiche. Der Adel aus der Umgegend hatte sich dazu eingestellt, der kaiserliche Schultheiß trat, umgeben von seinen Schöffen, im Namen des Königs Maximilian einher. Königliche Herolde eröffneten den Zug. Ein gewappnetes Roß mit Harnisch und Schwert wurde vor dem Sarge geführt zum Zeichen des Adels des Verstorbenen. Aber auf Jakobs

ausdrückliche Anordnung schloß sich die Weberzunft unmittelbar an den Sarg an; er selbst ging an ihrer Spitze, seine beiden Neffen Raimund und Anton an den Händen führend. Er weinte dabei mit den Kindern um die Wette. Die Leiche wurde in dem von den drei Brüdern errichteten prachtvollen Familienbegräbniß in der von ihnen erbauten und der heiligen Anna gewidmeten Kapelle an der Karmeliterkirche beigesetzt, es war der erste stumme Bewohner, welcher diese herrliche Gruft bezog. Der Bischof hielt selbst das Todtenamt mit großer Feierlichkeit. Unter den Leidtragenden ging auch ein armer blinder Mann, auf dessen kümmerlicher Gestalt Jakobs schmerzumflorte Blicke mit großer Theilnahme ruheten; es war der Maler Bry. Jakob trat zu ihm, ergriff seine Hand und sagte: „Meister, mein verstorbener Bruder hat Euer mit Segen gedacht; er hat Euch als Liebeszeichen ein Erbe hinterlassen, das Euere letzten Tage vor jeder Sorge schützt."

„Gott wird ihm drüben dafür lohnen," stammelte der blinde Maler gerührt.

Ein reiches und überschwengliches Trauermahl, in mehreren Häusern zugleich gehalten, weil ein einziges die Theilnehmer nicht alle fassen konnte, beschloß den Tag.

Jakobs schmerzliche Trauer machte ihn zu den Geschäften schier untüchtig; er hing ihr stets nach, und seine Wirthin schüttelte darüber mißbilligend den Kopf. „Was soll das geben," sagte sie, „du greinst, wie ein Kind, dem die Katze das Honigbrot genommen. Ich fürchte, wenn es so fortgeht, dich wird selbst ein schlimmes Gebreste darniederwerfen. Dein Bruder Ulrich ist selbst ein alter und bresthafter Mann, die Neffen sind noch nicht alt genug, um dem Geschäft vorzustehen; Alles ruht auf deinen Schultern und du läßt dich von der Trauer darniederdrücken, daß du erliegen mußt. Jakob, reiße dich aus dieser Betrübniß!"

„Du hast Recht, Sibylla," antwortete Jakob gutmüthig. „Aber wie fang' ich's an, um mich dessen, was mich schmerzt und quält, zu entschlagen?"

„Wolltest du doch in ein paar Monden eine Fahrt nach Kremnitz thun; was hindert dich, sie jetzt auszuführen? Das wird dich zerstreuen und trösten. Nimm den Marx und den Raimund mit dir und zeig ihnen die Welt draußen. Das wird dir Alles gut thun."

„Du hast gut und verständig gesprochen!" sagte der Mann lebhaft. „Wohl dem Manne, dem der Herr eine verständige Hausfrau gab! Ich werde die Reise nach Ungarn beschicken." Und er küßte die dicke, gemüthliche Frau herzinnig und dankbar auf Mund und Wange.

„Und dem wilden Toni sollst du mir einen feinen Wecken mitnehmen," lachte sie nun. „Ich kann den Buben nicht vergessen; hat er mir doch manche fröhliche Kurzweil bereitet."

Einige Tage darauf saß die Familie in stiller Betrachtung beisammen. Jakob nahm das Wort: „Meine Lieben, ich muß fürchten, daß dieser Schmerz, der so grausam an meiner Seele frißt, mich für lange arbeitsuntüchtig machen würde, und noch nie hab' ich meinen Kopf nöthiger gebraucht als jetzt, wo ich die Ausführung der großen Pläne, die ich, wie ihr wißt, mit dem jungen Könige von Kastilien vorhabe, vorbereiten muß. Es kann sich fügen, daß ich in diesem Jahre noch nach Spanien zu reisen genöthigt bin, und wie viel hab' ich bis dahin zu schaffen! Ich muß Zerstreuung suchen und habe mich auf guten Rath meiner Sibylla entschlossen, die Reise nach Kremnitz, die ich erst in einigen Monaten zu machen gedenke, in kürzerer Zeit anzutreten. Ich will unserer guten Anna Turzo selbst die Trauerkunde vom Tode ihres Ohms überbringen und mit ihrem Manne über die spanischen Angelegenheiten reden. Wir müssen uns zusammen über des Landes Ge-

legenheit und seine metallreichen Berge unterrichten, ehe wir dahin abreisen. Auch drohet König Maximilian den Ungarn mit Krieg. Sie sind ihm nämlich auf ihrem letzten Landtage im vorigen Herbst wortbrüchig geworden, indem sie die ihm zugesagte Erbfolge aufgehoben und beschlossen haben, niemals wieder einen Ausländer zum Könige zu wählen. Unser König Max will sie aber mit den Waffen an ihr Versprechen erinnern. Es ist also nöthig, daß ich selbst in Kremnitz bin, wenn der Krieg entbrennt, um nicht zu Schaden zu kommen. Wenn ich selbst die Hand über mein Eigenthum halte, wird es von Max und seinen Söldnern respectirt werden. Ich wünsche, daß ihr mich begleitet, Marx und Raimund, damit ihr ebenfalls von Euerm Schmerze geneset und die Länder kennen lernt, durch die wir reisen. Auch damit ich im Kriegsfalle nicht allein sei. Ich will euch die Donau hinabführen nach Wien, nach Presburg, nach Pesth und Ofen. Und du, Raimund, sollst mir den Bergbau kennen lernen und bei Georg Turzo in die Lehre gehen, damit du die Leitung unserer Bergwerke übernehmen kannst, wenn ich mit Turzo nach Spanien, und vielleicht gar nach Westindien reise. Macht euch also zur Reise fertig. In Regensburg werd' ich dir, Marx, Urlaub vom hochwürdigen Bischof erbitten."

Dieser Befehl erfreute die beiden Brüder in ihrer Trauer gar sehr und, gleichwie sie sich auf die Reise schickten, so schafften Ulrich, dessen Frau und ihre Kinder allerlei Geschenke für bald zu erwartenden kleinen Haussegen der Tochter im fernen Ungarland, um sie den Reisenden mitzugeben.

8.

In einer Slowakenschenke.

Die Straße zwischen den beiden Königsstädten Ofen (Buda) und Warschau führt durch ein wildes gebirgiges und unwirthbares Stück Land. Es ist dies derjenige Theil des Weges, der zwischen Kremnitz in Ungarn und Krakau liegt, die hohen Karpathen mit ihren nach Niederungarn hinabgreifenden Vorgebirgen. Im sechzehnten Jahrhundert war diese Gebirgsstraße noch weit übler bestellt; es war ein Weg durch Wildnisse und Schrecken, von Räubern und wilden Thieren bedroht, der schlimmste Weg weit und breit. Und doch hatten den polnischen und den ungarischen Königsthron zu Anfang des genannten Jahrhunderts zwei Brüder inne, und doch waren Ungarn und Polen hundert Jahre zuvor unter einem Könige vereint gewesen, unter einem der größesten, weisesten und wohlthätigsten Herrscher, die je gelebt, unter Ludwig dem Großen, der Ofen zu seiner Residenz erhoben hatte. Aber hundert Jahre ist eine lange Zeit, und die königlichen Brüder, welche jetzt die Throne von Ungarn und Polen innehatten, waren in allen Stücken das Gegentheil ihres berühmten Vorgängers. Niemals waren Ungarn und Polen in schlechterer Verfassung gewesen; die Könige waren wenig mehr als Schatten, und Wladislav von Ungarn und Böhmen wegen seiner beispiellosen Schwäche, Unthätigkeit und Liebe zu Ruhe und Pfaffen das Gespött der damaligen Welt. Im Lande die wildesten Parteikämpfe, der hohe Adel gegen die Geistlichkeit, die über die Hälfte des Landes ihr Eigenthum nannte; der kleine Adel gegen den hohen, von welchem er auf's furchtbarste unterdrückt war, Räuberbanden und Einfälle

der Nachbarn über die Grenzen; Verwirrung und Unordnung überall.

Es war also kein Wunder, daß der Weg von Ofen über die Karpathen nach Warschau ein so sehr schlechter und gefährlicher war. Einige Meilen vor Kremnitz mündete in ihn auch die Straße, welche von Presburg nach Kremnitz führte. Hier, im Slowakenlande, am Ausgange des Kremnitzer Thales in das Thal der Gran lag ein armseliges Dorf mit seinen einzelnen einstöckigen strohbedeckten Hütten, deren Fenster so klein, daß man kaum den Kopf durchstecken kann. Und wie der Ort selbst, so war seine Herberge beschaffen, ein altes, trübseliges Haus, in welchem Wind und Wetter mehr Einkehr nahmen, als Menschen. Der Wirth, ein alter Stelzfuß, der die Schlachten des tapfern Königs Matthias Corvinus mitgefochten und sich von den Türken ein Bein hatte nehmen lassen, schwatzte wol wie eine Elster in allen Mundarten, die in Ungarn gäng' und gebe waren, auch wol etwas türkisch und etwas deutsch, aber er verstand kein Sterbenswörtchen von der französischen oder spanischen Sprache. Noch viel weniger hatte sich seine böse und zänkische Frau, die den alten Kriegshelden jetzt kommandirte, solcher Sprachstudien beflissen. Und doch lag nun schon seit mehrern Tagen eine vornehme kranke Dame in dem einzigen Raume seiner Spelunke — dem man, mit Nachhülfe von etwas Phantasie, außer der schwarzgeräucherten Wirthsstube, den Namen einer Stube oder einer Kammer zugestehen konnte, und welcher zur Aufnahme ungewöhnlicher Gäste bestimmt war — und diese und die einzige flinke Dienerin, welche sie hatte, sprachen nur die genannten Sprachen. Der kranke Gast mit der Zofe und das wirthliche Ehepaar konnten sich also nur nothdürftig durch Zeichen verständigen. Die Schlauheit der Wirthin hatte aber doch begriffen, daß die vornehme Dame schlecht mit Geldmitteln

versehen war, und überdies lehrte der Augenschein, daß sie ihrer Niederkunft täglich und stündlich entgegensah. Ein Mann, der mit ihr gekommen und den man wol für ihren Gemahl hatte halten können, war, als sie vom Gebirge herab angekommen, Tags darauf nach Pesth und Ofen zu mit seinem Diener weitergereist. Er hatte auch nur Sprachen gesprochen, die die Wirthsleute nicht verstanden, und diesen war nur nothdürftig klar geworden, die Reisenden seien von Räubern ausgeplündert, die Frau darüber vor Schrecken krank geworden und der Mann wolle nun schnell nach Ofen, wo sich eben der königliche Hof aufhielt, um dort Hülfe zu suchen. Die Wirthin glaubte nicht daran; sie argwohnte, der Mann habe die kranke hochschwangere Frau ihnen auf dem Halse sitzen gelassen, und machte deshalb ihrem Manne die Hölle heiß, gleichsam als habe er irgend eine Schuld dabei.

„Girschi,“ keifte sie, „du hast dir das Weib aufbinden lassen. Die Heiligen mögen wissen, was für eine verlaufene Person dies ist! Jetzt schaffst du sie mir aus dem Hause, eh' sie sich verdoppelt. Du mußt aufsitzen und hinauf nach Kremnitz reiten und die Sache beim Gespan anzeigen, sonst müssen wir Frau und Kind behalten, und Gott mag wissen, was daraus werden soll.“

„So laß mich gewähren, Frau!“ rief der Stelzfuß grimmig und drehte den ungeheuern grauen Knebelbart. „Erst müssen wir abwarten, ob der Mann nicht wiederkommt.“

„Da ist was zu warten! Schaff' Geld von ihr, dann wollen wir warten, so lang dies ausreicht. Ich sage dir, es gibt sonst ein Unglück.“

Der gehorsame alte Krieger rückte gegen die arabisch gekleidete Zofe an und wußte ihr sehr deutlich zu machen daß er Geld wolle; sie ihrerseits verfehlte nicht, ihm eben so gut zu verstehen zu geben, daß ihre Herrin kein Geld

habe, und daß er warten müsse, bis der Herr zurückgekehrt sei. Der Wirth, damit schlecht zufrieden, wollte nun die Stube der Kranken stürmen; aber die Zofe schrie und drohte, bat und weinte in einem Athem, und die Kranke stöhnte in der Kammer, sodaß der bärbeißige Mann wieder abzog.

Diese traurige Scene wiederholte sich aber am folgenden Tage, als der Gemahl der Kranken noch nicht wiedergekehrt war, und nun lief die böse Wirthin selbst Sturm. Der aufgeregte Zustand der jungen und schönen kranken Frau war im höchsten Grade beklagenswerth. Die Hoheit ihres Wesens machte inzwischen auf die Wirthin Eindruck und die geschlechtliche Krisis, der die Fremde entgegenging, rief in dem Herzen der Frau eine Stimme des Mitleids wach, eine Stimme der Natur, der sich kein Weib gegen ein anderes in solchen Umständen entziehen kann. Nun stellte sich aber der alte Knebelbart um so wilder und eisenfressiger an, um sich die Anerkennung der Macht, die seine Ehehälfte über ihn besaß, wegzulärmen. Die Weingäste, die ob des außerordentlichen Ereignisses häufiger kamen, als sonst, nahmen Partei für und wider, und so war das ganze Haus in Aufruhr.

Das Wetter außer dem Hause war nicht freundlicher. Kalte und rauhe Aprilstürme fegten vom Gebirge herab durch das Thal und trieben Schneewolken vor sich her. Die Lage der verlassenen Kranken und ihrer Zofe wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher. Es schien fast, als wollten die hartherzigen Wirthsleute ihr jede Nahrung verweigern, und an eine so sehr nöthige ärztliche Hülfe war gar nicht zu denken. Das Schlimmste war ohnstreitig, daß sich die Unglücklichen nicht mit Worten verständlich machen konnten; denn dem Zauber des menschlichen Wortes weichen fast immer feindliche Dämonen.

So mißlich standen die Sachen, als Nachmittags plötz-

lich die Musik einer am Hause vorüberziehenden Zigeunerbande vernommen wurde. Die Dorfleute liefen neugierig zusammen, um das braune Nomadenvolk und den Bären und die Aeffchen, die es mit sich führte, anzustaunen und ihm Lebensmittel zuzustecken, um sich dafür wahrsagen zu lassen. Die Zigeuner hielten sich aber nicht auf, sondern setzten ihren Weg mit Spiel und Gesang fort, ohne das baufällige Wirthshaus ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Es waren gegen hundert Köpfe, Männer, Weiber, Bursche, Mädchen, Kinder. Außer dem Bären und den Affen und mehreren großen Hunden gingen an zwanzig schwerbepackte Maulthiere und Esel in ihrem Zuge; auf den Lasten saßen noch Kinder, hochthronend, oft drei bis fünf auf einem Thiere. In der Mitte des Zugs leiteten zwei stämmige Knaben ein stattliches Maulthier mit reichem Geschirr und mit allerlei buntem Zierrath behangen, auf welchem eine junge wunderschöne Frau in kostbarem morgenländischem Kleiderschmuck saß. An ihrer Brust ruhte ein Säugling und neben ihr auf einem kaum minder schönen und phantastisch aufgeputzten Thiere ritt ein kleines allerliebstes Mädchen mit lachenden Augen und fliegenden Locken.

Die Kranke in der Schenke, die sich eben allein in ihrem armseligen Zimmer befand, hatte kaum die einfachen Töne der Musik vernommen, als ihre von Schmerzen und Kummer abgespannten Gesichtszüge sich plötzlich belebten, in ihrem Auge ein Feuer der Freude, Ueberraschung und Unruhe entglomm und sie sich aufrichtete, um mit ängstlich froher Hast ihre Zofe herbeizurufen. Aber diese stürmte schon herein, noch weit aufgeregter als ihre Herrin. Diese Zofe war nämlich in Kleidung, dunkler Hautfarbe und eigenthümlichem Gesichtsausdruck den Zigeunern ähnlich, und doch hatte sie in ihrem Wesen etwas Edles und Stolzes, welches sie merklich von jenen unterschied. Sie war ein Mädchen von vier- bis fünfundzwanzig Jahren und

wetteiferte mit ihrer Herrin an Reiz der Schönheit in Formen und Bewegungen. Man konnte sie der purpurnen Granatblüte vergleichen, die Herrin mit der sanftern Rose. Als die Zofe hastig in das Zimmer trat, blitzte ihr Auge in freudigster Ueberraschung, ihr Busen flog, ihre Glieder überlief ein leises Zittern und ihr bebender Mund stammelte kaum die Worte in spanischer Sprache hervor:

„Andalusische Zigeuner!“

„Auch ich habe ihr Lied erkannt!“ rief die Kranke. „Ich habe es ja oft in Kastilien gehört. Lauf schnell, Aya, und hole mir eine ihrer Frauen herauf. Sie werden uns Hülfe leisten.“

Aya flog über die Straße. Bald hatte sie die musicirenden Landsleute eingeholt und erfaßte eine Alte. Kaum hatten sich ihre Blicke gegenseitig berührt, als sie staunend ausriefen: „Karracha!“ — „Aya! — Wie kommst du hierher, Aya?“

„Meine Herrin liegt krank und hülflos in jenem Hause. Wir sind von Räubern geplündert —“

Die Zofe hatte noch nicht ausgeredet, als die Zigeunermutter in möglichster Eile auf dem Wege nach dem dürftigen Schankhause war. Der Zug machte Halt, Weiber und Männer zerstreuten sich in die Häuser, jene um wahrzusagen und Heilmittel für Mensch und Thier zu verkaufen, diese um als Kesselflicker, Hufschmide und Thierärzte ihre Dienste anzubieten.

Karracha trat, von der Zofe gefolgt, in die schlechte, fast von allem Geräth entblößte Stube, die Kranke hatte sich auf ihrem elenden Lager erhoben und starrte mit fiebernder Erwartung der Eintretenden entgegen. Mit einem Schrei der Ueberraschung rief sie: „Karracha, Karracha, dich sendet mir die heilige Jungfrau in meiner höchsten Noth!“

Die Zigeunermutter schritt in großer Gemüthsbewegung

auf das Bett zu und rief erschüttert: Donna Luisa, Excellenza, seid Ihr's wirklich? Oder äfft mich ein Trugbild?"

„Ich bin's, Karracha, vom Unglück schwer getroffen und in der höchsten Noth. Tritt näher! Ich bin krank, von Allem entblößt, von grausamen Räubern im Gebirg geplündert und im Hause der hartherzigsten Menschen. Mein Gemahl ist nach Ofen zur Königin von Ungarn; aber er ist schon zwölf Tage fort und noch nicht wiedergekehrt. Auch ihm muß noch ein anderer Unfall zugestoßen sein in diesem schrecklichen Lande."

Die Zigeunerin kreuzte die Arme auf der Brust, kniete ehrerbietig am Bette nieder und sagte: „Erlaubt mir, Excellenza, daß ich vor allen Dingen für das Nothwendigste sorge." Hastigen Schritts ging sie von dannen und rief einigen ihrer Leute wenige Worte zu, die wie ein Zauber auf sie wirkten. Schnell schaarten sie sich zusammen und zogen mit ihren Eseln nach dem Wirthshause, dessen Räume sie, ohne viel zu fragen, in Beschlag nahmen. Die abergläubischen Wirthsleute, die, wie alles andere Volk, die größte Furcht vor Zigeuern hatten, wagten nicht, sie daran zu hindern. Die Esel wurden eiligst abgepackt und kostbare Decken von Wolle und Seide hervorgezogen. Zaroya, die Zigeunerkönigin — denn sie war die reizende Reiterin in maurischen Kleidern — eilte mit Karracha in die Stube der Kranken und begrüßte diese ebenfalls auf das ehrerbietigste. „Hier ist mein Bett, edle Frau, und alle meine Bequemlichkeiten," sagte die Liebliche; „auch habe ich befohlen, daß in wenig Minuten Euch Erfrischungen bereitet werden, und Karracha wird unverzüglich für Arzneien sorgen, die für Euern Zustand geeignet sind."

„Ich danke dir, Zaroya," lispelte Luise. „Euch haben die Heiligen im Himmel diesen Weg geführt. O, laßt mich ihnen danken!" Und gerührt faltete sie die Hände zum Gebet.

Karracha war unterdessen zum Wirth hinabgegangen und gab ihm einige Goldstücke mit den Worten: „Hund, du hast diese Frau schlecht behandelt! Das wird dir übel bekommen. Sie ist eine Base des Königs von Ungarn. Die Pest auf deinen Kopf! Dir wird werden, was du verdient hast.“

Da sie dies Alles sehr geläufig slowakisch sprach, so blieben dem bestürzten Wirthe nicht die mindesten Zweifel über den Sinn ihrer Rede. Er fiel auf die Knie, wies das Geld zurück und jammerte: „Gnade! Gnade! Mein böses Weib ist daran schuld. Ich hätte wahrlich der hohen Frau kein Strohhälmchen in den Weg gelegt.“

„Lügenkopf!“ schrie die Frau wüthend. „Glaub' ihm nicht, weise Frau! Er ist ein Narr!“ Und damit nahm sie der Zigeunerin das Geld aus der Hand. „Wir sind arme Leute und konnten die Dame nicht so pflegen, wie ich wol gewünscht hätte. Nun soll es schon anders werden.“

Der Stelzfuß hatte vor dem gegen ihn anrückenden Geschütz die Flucht ergriffen, seine Feindin verfolgte ihn aber bis auf den Hof, wo sie ihn einholte.

„St. Urban hat dir das Gehirn verdüstert, Alter,“ höhnte sie. „Von jeder schlauen Zigeunerin läßt du dir die schönsten Lügen aufbinden und glaubst daran, wie an das heilige Brot. Mir soll die alte Hexe wahrlich nicht kommen und mich verblüffen wollen. Die Frau oben soll eine Base des Königs sein! Wie dumm! Zu uns kommen solche Basen! Ein verlaufenes Weib ist's, die bösen Handel mit den Zigeunern getrieben hat, daher kennen sie sich. Was haben Zigeuner mit der Base des Königs zu schaffen? Weshalb kümmert sich der König nicht um seine Base? Das weiß ich besser. Der feine Herr, der mit ihr gekommen, hat sie satt gehabt und deshalb sitzen lassen. Sie mag nur immer mit den Zigeunern weiterziehen, wenn sie genesen ist.“

Dem Manne leuchteten die Gründe seiner Frau ein; er ärgerte sich, daß er so dumm gewesen sei, und nahm sich vor, seinen Fehler bald wieder gut zu machen. Die feindlichen Parteien traten versöhnt in das Haus.

Hier kehrten die Zigeuner das Unterste zu oberst, um der kranken Frau alle mögliche Bequemlichkeiten und Erfrischungen zu verschaffen. Schreiende Esel und Kinder, schwatzende, singende und schmausende Menschen, dudelnde Musikanten, heulende Hunde, Alles durch einander. Luisa aber lag im prächtigen Bette Zaroya's, auf's beste bedient, und Aya sprang seelenvergnügt um das Bett, vor welchem die Zigeunerkönigin und Karracha auf Polstern saßen und der Erzählung der Kranken horchten:

„Es blieb uns nichts übrig, als aus England so schnell als möglich zu fliehen, um nicht in die Hände des Königs von Kastilien zu fallen. Furcht und Schrecken verwirrten uns. Mein Gemahl hatte am englischen Hofe einen polnischen Ritter kennen gelernt. Es lag uns daran, uns in einem entfernten Lande zu verbergen, wo uns die Macht des östreichischen Hauses nicht aufzufinden vermochte. Mein Gemahl verschaffte sich von dem Polen einen Brief an seinen König und wir reiseten zur See durch den Sund bis zur Mündung der Weichsel. Den Strom hinauf gehend, gelangten wir in die polnische Königsresidenz. Schon hatten wir Hoffnung, daß mein Gemahl eine Anstellung im Hofstaate des Königs, der uns gnädig aufnahm, erhalten würde, als unser feindliches Geschick uns von neuem verfolgte. König Alexander erkrankte heftig und die Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen *). Dadurch schwand unsere Hoffnung, man rieth uns nach Ofen zu gehen, wo der König von Ungarn und Böhmen, der

*) Alexander, König von Polen, starb im August desselben Jahres, vierzig und einige Jahre alt.

Bruder des Königs von Polen, eben Hof hält. Ich selber bestand auf der Reise, um bei meiner lieben Jugendfreundin und Gespielin, der Königin Anna, Schutz, Hülfe und Unterkommen zu suchen. Wir machten uns eilig auf den Weg, damit wir die ungarische Königsstadt bald erreichen möchten, wo ich mein Wochenbett zu halten gedachte. Kaum aber hatten wir die ungarische Grenze oben im Gebirg erreicht, als wir von einer Räuberschaar überfallen und aller unserer Habe beraubt wurden. Mit Mühe brachten wir es dahin, daß ihr Mitleid mit meinem Zustande uns ein Pferd und ein Maulthier ließ, womit wir die Reise fortsetzen konnten. So kam ich denn als eine flüchtige Bettlerin in das Land, in welchem meine Ahnen einst als Könige geherrscht hatten, ja dessen jetziger König mir auch verwandt ist; denn das Haus der Jagellonen, welches Polen und Ungarn die jetzt regierenden Könige gegeben, sind ja durch ihre Stammmutter ebenfalls Nachkommen des einst so mächtigen Hauses Anjou, das in Neapel und in Ungarn auf den Königsthronen saß. Die Mühseligkeiten der Reise, die Rauhheit des Wetters und des unwegsamen Gebirges, der Schrecken des Ueberfalls, Angst, Kummer, Sorge und mein Zustand legten den Keim einer Krankheit in mich und bildeten ihn so rasch aus, daß ich kaum diesen Ort erreichen konnte. Meine Gebeine waren wie zermalmt, und die Sinne vergingen mir, als ich dieses Haus erreicht hatte. Ich glaubte zu sterben. Mein Gemahl war trostlos. Kaum hatte ich mich etwas erholt, als er mit seinem Diener aufbrach, um nach Ofen zu eilen. Seit vorgestern erwarte ich stündlich seine Rückkehr. Meine Lage war schrecklich, als ich die Töne euerer Instrumente vernahm; sie dünkten mir Engelsmusik. Nun sagt mir, wie kommt ihr in dies ferne, fremde Land?"

„Ungarn ist uns nicht so fremd, als Ihr glaubt, Senjora," versetzte Karracha. „Es ist unsere zweite

Heimat, und von früher Jugend bin ich dieses Land oft und viel durchwandert. Ich habe sogar einst glückliche Jahre in Kremnitz, das nicht weit von hier ist und durch das ihr gereist seid, verlebt und einer meiner Söhne ist dort geboren. Diesmal trieb uns aber noch ein besonderer Grund hierher. Ein Enkelsohn von mir arbeitet nämlich als Knappe in dem Goldbergwerke zu Kremnitz und mein Herz trieb mich an, den muntern Buben einmal zu sehen. Es war manches Jahr verstrichen, seit ich ihn zum letzten Mal auf die Stirn geküßt. So sind wir hierher gezogen; denn wir sind, wie Ihr wißt, überall zu Hause. Nun aber sind wir auf dem Heimwege nach Spanien begriffen. Und nun sagt mir, hohe Frau, ist keine Nachricht vom Könige von Aragonien zu Euch gelangt?"

„Keine," entgegnete Luise. „Welche Nachricht könnte mir auch von Don Fernando von Aragon kommen?"

„So wißt, daß er Euch und Euern Gemahl aufsuchen läßt, um Euch zurückzurufen und Euch in Euer Besitzthum, in Euere Würden und Ehrenstellen wieder einzusetzen; denn er hat sich mit seinem Schwiegersohne, dem Könige von Kastilien, entzweit."

„O mein Gott, sei gelobt!" rief Luise freudig überrascht. „So werden wir endlich in's Vaterland zurückkehren, und der höchste Wunsch meines Lebens wird erfüllt. Sei gesegnet, Karracha, für diese Kunde! Sobald ich entbunden und genesen bin, wollen wir unverzüglich aufbrechen. Welch' eine Wonne werd' ich mit dieser Kunde meinem edlen Gatten bereiten!" Und sie weinte still vor Freude. —

Das Wetter wurde wilder und stürmischer, jemehr der Tag seinem Ende zueilte. In Wind und Schneegestöber ritten von Presburg her vier Reiter in den Flecken und erreichten das menschen- und geräuschvolle Wirthshaus. Es war Jakob Fugger mit seinen beiden Neffen Marx und

Raimund und seinem Reitknecht Veit Schellenberger, auf der Reise nach Kremnitz begriffen und von den Unbilden des Wetters aufgehalten. Veit sprang vom Pferde und half seinem Herrn herab; die beiden jungen Männer hatten ihre Thiere schon unter einen Schoppen gezogen und entledigten sich der nassen Mäntel. Der Wirth war unterdessen herbeigehinkt und hatte kaum das ihm gar wohl bekannte Haupt der kleinen Reisegesellschaft erblickt, als er vor ungeheuerm Respekt ein gewaltiges Zetergeschrei erhob:

„Grüß Euch Gott und St. Stephan, der Schutzheilige dieses bedrängten Landes, Herr Fugger! Kommt Ihr einmal, den goldenen Bergsegen zu holen, der für Euch in Kremnitz zu Tage gefördert worden ist? Ihr kommt zur rechten Zeit, hochedler Herr, um den Krieg von Ungarn abzuwenden, mit dem uns der deutsche Kaiser an der Grenze droht. Jedermann weiß ja hier im Lande, wie gut Ihr beim Kaiser Maximilian steht. Ja wenn ich nicht alt geworden wäre und dahier ein paar Knochen zu wenig hätte, wollt' ich's immerhin noch einmal mit den Deutschen aufnehmen."

„Beib' du nur in Ruh', Alter," versetzte Fugger, „der Strauß wird auch ohne dich ausgefochten werden. Schaff' uns dafür gut Logement in deinem Kruge; denn wir gedenken die Nacht bei dir zu herbergen, da uns das Wetter die Bergstadt nicht mehr erreichen läßt. Es geht lustig in deinem Neste zu; ich glaube, die Zigeuner, die ich herumschleichen sehe, spielen den Dörflern zum Tanze auf."

Der Wirth kratzte sich vor Verlegenheit hinter den Ohren. „Freilich," sprach er, einige unverständliche Flüche grommelnd, „die ganze Spelunke ist so voll gestopft, daß die Tänzer sich mit Armen und Beinen durcharbeiten müssen. Aber was frag' ich danach. Das Volk muß Euch Platz machen, Herr Fugger."

Sie traten in die Gaststube. Ein heißer Brodem schlug ihnen entgegen. Die Zigeuner strichen die Fideln und spielten jene wehmüthig wilden ungarischen Volkstänze, die jedes Ungarherz zu rasender Lust entflammen. Der Weinkrug ging von Mund zu Mund; der Jubel überkreischte, wie in schmerzlichen Tönen, den Schrei der Fideln. Alles war in Bewegung, so dicht gedrängt auch die Menge war, und die Ankömmlinge fanden kaum Platz zum Stehen. Der Wirth wollte dazwischenfahren, um Zigeuner und Tänzer zu vertreiben, aber Jakob hielt ihn davon ab und erklärte, er wolle sich mit seinen Begleitern in eine Kammer oder sonst ein Gemach einlogiren, um die Leute in ihrer Lust nicht zu stören.

„Da hat sich's was!" lärmte der Wirth. „Heute ist der Teufel los. Aber ich will Euch Platz verschaffen, Herr Fugger. Geduldet Euch nur ein klein wenig." Damit rannte er die Stiege hinauf und brach grob und unwirrsch bei der Kranken ein.

„Ihr müßt sogleich die Stube räumen," polterte er dieser zu. „Es sind vornehme Gäste angekommen, die mir die Zeche gut bezahlen, und die ich Euretwegen nicht abweisen kann. Packt Euch auf! Fort, fort ohne Verzug!"

Luise erschrack vor dem grimmigen Gesichte des Mannes und verstand seine Geberden, wenn auch seine Worte nicht. Karracha aber fuhr empor, wie eine gereizte Tigerkatze: „Was sagst du, ungeschlachter Tölpel! Wohin soll die hohe Frau?"

„Das gilt mir gleich. Ihr könnt sie auf den Heuboden bringen, da steckt sie warm und weich, ich weiß keinen andern Platz. Und wenn ihr nicht freiwillig geht, so hol' ich meine Bauern herauf und werf' euch hinaus."

„In die Hölle sollst du, Galgenbraten!"

Der wüthige Stelzfuß ergriff, um seinen Worten Nachdruck zu geben, Zaroya's Töchterchen, um es vor die

Thüre zu schleudern. Das schreiende Kind biß ihn aber so derb in die Hand, daß er es wieder fahren ließ.

„So recht, Sonaca!" rief Karracha. „Dieser räudige Hund muß erfahren, daß wir uns ihm zu widersetzen verstehen. Wenn du zwei Augen zu viel hast, alter Sündenbock, so rühre noch eine Hand an uns und sie sollen dir abhanden kommen, wie dein Bein, es bedarf dazu keiner Türkenschlacht."

Der Wirth ließ von fernern Versuchen ab, erklärte aber jetzt bestimmt, er werde seine Frau rufen, die solle mit ihnen fertig werden; denn aus der Stube müßten sie ohne Gnade und Barmherzigkeit.

„Wo sind die angekommenen Herrschaften?" fragte Karracha.

„In der Gaststube."

Die Zigeunermutter faßte des Wirths Arm und zerrte ihn aus dem Gemach; er mußte sie zu den neuen Gästen führen.

„Ei, Herr Jakob Fugger," sagte sie in gebrochenem Deutsch, „seid Ihr's, der eine kranke Frau aus ihrem Bette und Kämmerlein vertreiben will?" Sie hatte den augsburger Kaufherrn sogleich erkannt. „Man rühmt doch sonst in Ober- und Niederdeutschland Euern milden und hochherzigen Sinn; wie reimt sich nun damit zusammen, daß Ihr ein schwaches Weib, das seiner Niederkunft jede Stunde entgegensieht, auf die Straße in Regen und Schnee, Sturm und Wind hinauswerfen lassen wollt?"

„Da sei Gott vor, daß ich solcher Sünde mich jemals theilhaftig machte," versetzte Fugger gutmüthig. „Lieber wollt' ich selbst auf der Straße in Sturm und Regen übernachten. Ich habe nichts gewußt von einer kranken kreisenden Frau. Der Wirth ist ein Faselhans. Sagt der Kranken, daß sie vor mir Ruhe habe, und ich lasse ihr eine

glückliche und gesegnete Stunde wünschen. Mögen ihr alle Heiligen beistehen in der Noth!"

„Ich danke Euch in ihrem Namen und Gott gesegne Euer frommes Wort. Ich wußt' es ja, daß Meister Jakob Fugger, der gepriesene Leinweber von Augsburg, nicht also grausam sein könnte."

„Ihr kennt mich, Alte, und fürwahr auch Ihr kommt mir bekannt vor. Seid Ihr's nicht, die im vorigen Jahre in Antwerpen bei mir war und sich nach dem Aufenthaltsorte der Witwe des Kaufmanns Peter van der Kapellen erkundigte?"

„Ich bin's," erwiderte Karracha, „und werde allezeit Euere Güte zu rühmen wissen." Eh' er Zeit gewann zu neuen Fragen, war sie schon wieder die Stiege hinauf. Fugger, der Kinderfreund, liebkosete die kleine Sonaca, welche ihrer Erzieherin nachgelaufen war und sich ihm zuthunlich zeigte. Er hob das Kind auf den Arm, küßte es auf die Stirn, fragte ihm den Namen ab und freute sich seiner muntern und klugen Antworten. Da weiter nichts übrigblieb, so entschloß sich der reiche Mann kurz und lachend, seine Herberge auf dem Heuboden aufzuschlagen, und Veit Schellenberger erhielt Befehl, dort das Lager für ihn und seine Neffen herzurichten. Für sich selber machte der treuherzige Knecht das Bett von Stroh in dem Pferdestall. Pfeifend und brummend kehrte er zurück, um sein Abendbrot mit einigen Schoppen Ungarwein anzufeuchten. Er hätte auch gern mit der kleinen Sonaca gespielt, die mit den Fuggern speiste, aber das Kind fürchtete sich vor seiner ungeheuern rothen Nase und schrie laut auf, wenn er ihm zu nahe kam. Die Tafel der reichen Herren wurde sehr bescheiden in einem Winkel der Hausflur gehalten mitten unter wein- und tanzerhitzten, lärmenden Dörflern und wildblickenden Zigeunern. In der Gaststube tobte der Tanz immer ausgelassener, und das ganze Haus glich

einem Ameisenhaufen oder einem Bienenstock, nur daß in diesem nicht musicirt, gelärmt und Wein getrunken wird.

Fugger begab sich mit seinen Neffen in das duftende Heu zur Ruhe. Schellenberger trieb sich noch unter dem losen lustigen Gesindel herum und machte mit den Zigeunern Bekanntschaft. Bald saß er mit Jayme, Karracha's jüngerm Sohne, zusammen beim Weinkrug und erfuhr zu seiner Verwunderung und Freude, daß dieser der Ohm des wilden Toni war, für den Veits Gutmüthigkeit immer noch eine stille Zuneigung trug. Thränen der Rührung liefen dem alten Knaben über die grauen Backen, als er dem Zigeuner seine Fahrten mit dem Buben in Brüssel und Augsburg erzählte; dann umhalste er seinen Zuhörer in froher Weinlaune, und beide schlossen den Freundschaftsbund.

Allmälig nahm das Toben ab; die Tänzer verliefen sich, die Zigeuner streckten sich auf den Boden nieder, wohin sie eben zu liegen kamen, und Veit bettete sich zu seinen Pferden. Im Gemach der Kranken wollte es aber nicht Ruhe werden die ganze Nacht.

9.

Geburt und Tod.

Die reichen Herren hatten im Heu köstlich geschlafen. Veit hatte nur ihr Erwachen abgewartet, um mit Respekt zu vermelden, daß in der Nacht unter ihnen ein Bub' zur Welt gekommen sei und sein Dasein bereits mit Trompeterstimme verkünde. „Die Zigeuner sind sehr geschäftig," fuhr er fort. „Die alte Karracha hat die Hebamme gemacht. Es ist ihr Amt oder Dienst bei ihrem Volk; aber

sie sieht aus, als wären ihr auch die Geschäfte einer Todtenfrau übertragen. Die kleine hübsche Frau, welche die Zigeuner ihre Königin nennen, ist auch nicht zur Ruhe gekommen, auch noch ein halbes Dutzend anderer Weiber nicht, und da haben sie denn den jungen Menschen und seine Mutter zum Besten besorgt. Jetzt brauen sie ihr Arzneien, denn es soll schwach mit ihr gehen. Sie rennen hin und her, als ob ihnen die Köpfe brennten, und plappern wie Elstern und Staarmatzen ihr verdammtes Kauderwälsch."

„Bruder Marx," sagte Raimund lachend, während er diesem die Heuhalmen aus dem Haare zupfte, „hier hast du plötzlich Gelegenheit, deine erste Taufe zu verrichten; denn es ist schwerlich ein Priester in diesem unglücklichen Eulenneste."

„Und du," antwortete der junge Kleriker, „zum Erstenmale Gevatter zu sein; denn es ist schwerlich ein vornehmer Mann in dieser Bauernresidenz, und die Kindbetterin soll doch eine vornehme Frau sein."

„Wir sind ihr vielleicht nicht vornehm genug. Wer ist denn eigentlich diese Frau?" wandte sich Raimund an Schellenberger. „Hast du nichts darüber erfahren, Veit? Es sollte mich wundern, wenn du nicht schon Alles wüßtest; denn du pflegst dich sonst sehr angelegentlich nach solchen Dingen zu erkundigen."

„Eine sehr vornehme Spanierin," flüsterte der Reitknecht mit geheimnißkrämerisch verzogenen Mundwinkeln und weit aufgerissenen Augen, eine Base des Königs von Ungarn! Fürstliches Blut! So sagen die Zigeuner."

Raimund schlug eine helle Lache auf, selbst der ernste Marx lächelte. „Da hast du dir wieder eine Schnurre aufbinden lassen, Alter. Wann wirst du klug werden?"

„Ich weiß, was ich weiß," brummte Veit verdrießlich

und alle Vier begaben sich in die Gaststube, um das Frühstück einzunehmen.

Sie waren eben noch damit beschäftigt, als Karracha ernst und feierlich hereintrat, auf Jakob Fugger losschritt und ihn mit gemessenen Worten also anredete: „Die hohe Frau, welche ich in dieser Nacht von einem Knäblein entbunden habe, läßt Euch, Herr Jakob Fugger, ehrerbietig und in Züchten ersuchen, ihr einen Besuch zu schenken. Da sie sich sehr schwach fühlt und das Zeitliche zu gesegnen vermeint, so will sie Euch, als einem Ehrenmanne, ein Geheimniß anvertrauen. Bedenkt also, es ist die Bitte einer Sterbenden, und habt die Güte, mir zu folgen.“

Jakob Fugger stand sogleich auf und erklärte sich bereitwillig, die Bitte der Kindbetterin zu erfüllen. Kaum war er mit Karracha durch die Thür verschwunden, als auch Veit aufbrach, auf den das Wort Geheimniß eine sehr aufregende Wirkung hervorgebracht hatte. Schon am frühesten Morgen hatte er von den oberen Räumen des Pferdestalls, welche unmittelbar an die Kammer stießen, eine Spalte an der Wand entdeckt, durch welche er Beobachtungen angestellt und wichtige Entdeckungen gemacht hatte. Jetzt verfügte er sich wieder an diesen Platz, in der Meinung, ein für die Ohren seines Herrn bestimmtes Geheimniß hätte eben so gut auch in den seinigen Platz, und für ihn selbst passe ein Geheimniß weit besser, da er den größten und lebhaftesten Antheil an diesen nehme, als für Herrn Fugger, der sich aus dergleichen niemals etwas zu machen pflege.

Die beiden Brüder blieben in ernstem Schweigen zurück und leerten die Flasche, die ihnen der Wirth vorgesetzt hatte. Auch dem sonst so gesprächigen Stelzfuß und seiner plauderhaften Ehehälfte, so wie den anwesenden Zigeunern hatte sich eine ernste und gedrückte Stimmung mitgetheilt, als sie vernommen, die Kindbetterin sei so gefährlich krank, daß ihr der Tod näher stehe als das Leben.

Der Tod übt auf die rohesten Gemüther stets eine erschütternde und bezwingende Macht aus. Es wurden wenige Worte in der Stube gewechselt.

Eine halbe Stunde mochte auf diese Weise verstrichen sein, als Karracha wieder hereintrat, wo möglich noch ernster und feierlicher als das erste Mal, und sich an Marx wandte: „Ehrwürdiger Herr, meine Herrin verlangt nach dem Brode des Lebens und geistlichen Zuspruch; sie läßt Euch bitten, ihre Beichte zu hören und ihr den Zehrpfennig zu reichen."

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit," erwiderte Marx und folgte der Zigeunerin mit gesenktem Blick und gefaltenen Händen.

Die Zigeuner hatten sich alle still aus der Stube entfernt, die Wirthin kniete vor einem kleinen hölzernen Crucifix und betete ihren Rosenkranz ab; der Stelzfuß starrte mürrisch vor sich hin und trank zuweilen in langen Zügen aus der vor ihm stehenden Flasche, als wolle er mit dem Rebenblute Gewissensbisse hinwegspülen; Raimund dachte mit Wehmuth an seinen todten Vater. Da kam Karracha zum dritten Mal und den Jüngling bei der Hand nehmend, sprach sie: „Meine hohe Herrin läßt Euch bitten, bei ihrem jungen Herrlein Gevatter zu stehen und statt seiner das Sakrament der Taufe zu beschwören, welches Euer geistlicher Bruder sogleich an ihm vollziehen wird."

Raimund ging, ohne ein Wort zu erwidern, mit der Alten; er fühlte seine Brust seltsam beklommen und gepreßt, daß ihm schier das Athmen schwer wurde, und ein leises Zittern lief über seine Glieder. Er trat nur mit den Fußspitzen auf, als sich die Thür des Gemachs vor ihm öffnete. Sein Auge flog nach dem Bette, und es war schier geblendet von der Schönheit der bleichen Frau, die dort lag und seinen befangenen Gruß mit einer leichten, aber anmuthigen Handbewegung erwiderte. Sein Ohm

saß an dem Bette mit so hoher und ernster Feierlichkeit und Würde in den Zügen, wie sie Raimund kaum in dieser ergreifenden Ausprägung bei seines Vaters Tode dort erblickt hatte. Der geliebte Mann kam dem Jünglinge in diesem Augenblicke wie ein über die Menschennatur erhabenes Wesen vor; die marmorbleiche junge Frau gemahnte ihn gar ein Engel. Marx stand mit gefalteten Händen an dem mit weißen Decken behangenen und zum Altare umgewandelten Tische, den die Zigeuner heibeigeschafft hatten. Ein zinnernes Becken mit Wasser deutete auf die vorzunehmende heilige Handlung, und die geweihten Kerzen flammten. Karracha nahm den in schneeige Linnen gehüllten Täufling aus Zaroya's Armen, winkte Raimund herbei und legte ihm das Kind in die Hände. Jakob trat hinzu, um als Ministrant seinen Neffen zu bedienen, und Marx erhob seine wohltönende Stimme, die Worte des Sakraments zu sprechen.

„Wie soll das Kindlein heißen?" fragte der junge Priester.

„Raimund," sagte sein Bruder.

„Moro," flüsterte die Mutter.

„Raimund Mohr," sprach Jakob Fugger mit fester Stimme, und das Krystall der Flut benetzte die Stirn des kleknen Weltbürgers, während der junge Priester ihm den Namen zurief. Dann empfing er aus Karracha's Hand das Fläschchen mit dem heiligen Chrisma, welches die Zigeuner mit sich führten, und zeichnete mit dem duftenden Oele das Kreuzesbild auf die Stirn des Knaben, die heiligen Gebete dazu sprechend.

„Nun Euern letzten Dienst, ehrwürdiger Herr," lispelte die verklärt lächelnde Frau. „Reicht auch mir das Oel des Lebens."

Und alle Anwesenden sanken auf die Knie. Zaroya hatte dem Neugeborenen ihre Brust gereicht und faltete

kniend die Hände im Gebet über ihm. Karracha entblößte die Füße der Sterbenden. Marx salbte ihr Stirn, Hände und Füße, indem er der vom Leben Scheidenden das Kreuzeszeichen aufdrückte, wie er es dem kaum in's Leben Getretenen an das kleine Haupt geschrieben hatte. Und er stimmte den schwermüthigen Gesang an, womit der Priester das Sakrament der letzten Oelung begleitet. Aya weinte trostlos. Raimund entfernte sich still weinend; er war von der erlebten Scene so mächtig ergriffen, die verklärte Schönheit der Sterbenden hatte einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß es ihn nicht im Hause litt. Er eilte hinaus und erkletterte einen Berg, durchstreifte den Wald, der sich anschickte, die Knospen zu entfalten, und stieg dann wieder gedankenvoll in das Thal hinab, um seine Blicke von den flüchtigen Wellen des Waldstroms mit forttragen zu lassen. Es war ihm so weh zu Muth, und er konnte nicht Meister seiner Stimmung werden. Als er nach einigen Stunden in das Wirthshaus zurückkehrte, wartete Marx seiner in der Hausflur, nahm ihn bei der Hand und führte ihn — Beide schweigend — in das Gemach. Da lag eine schöne Leiche auf dem Bette, ein herrliches, marmorgleiches Engelsbild, ein seliges Lächeln, festgebannt in den erkalteten Zügen. Das schöne milde Auge voll süßen Liebeszaubers war für immer geschlossen. Die von Kindesbeinen an gewohnt gewesen war, nur in königlichen Palästen zu wohnen, war in der elenden Herberge eines armen, slowakischen Dorfes gestorben; die Freundin von Königen und Fürstinnen hatte ihren letzten Hauch unter Zigeunern von sich gegeben. Aber das versöhnte Geschick hatte ihr einen der edelsten Männer an das Sterbelager gesandt, und er hatte ihr einen zwar jungen, aber frommen Priester mitgebracht, der ihr mit begeisterter Rede die Tröstungen der Religion gereicht. Aya, die treue Dienerin, kniete vor dem Bette und verbarg ihr wei-

nendes Gesicht in die Falten des Gewandes der Todten. Die Zigeuner sammelten sich vor der Kammer, in der Hausflur; die Glocke ertönte, alle knieten nieder, und Marx begann das Todtenamt.

Als die Feierlichkeit vorüber war, führte Marx den Bruder zu dem neben der Leiche schlummernden Säugling. „Ich vermuthe mit gutem Grund," sagte er leise, „daß dies Knäblein unser Kind sein wird. Es wird sich bald enthüllen. Ich werde mit dem Ohm im Auftrage der Verstorbenen morgen, wenn wir sie begraben haben, nach Ofen reisen. Du wirst bei dem Kinde hier bleiben."

Jakob Fugger bestellte in ernster Stimmung das Begräbniß. Am folgenden Morgen las Marx erst eine Todtenmesse, dann wurde die Verstorbene von den Zigeunern zu Grabe getragen. Und sie erwiesen ihrer Hülle alle die Ehrenbezeigungen, die sie einer Fürstin darzubringen pflegten. Marx weihete die Erde und sprach die Gebete über der Gruft. Aya zerfloß schier in Thränen, und nur Jakobs mildes Wort und sein Versprechen, für ihre Rückkehr in's Vaterland Sorge zu tragen, gaben ihr einigen Trost. — Nach der Beerdigung wurden die Pferde gesattelt, für Aya ein Maulthier der Zigeunerkönigin. Die schmerzensvolle Zofe schrie laut auf, als sie von den neugebornen Knäblein Abschied nahm. Raimund blieb bei den Zigeunern und seinem Pathchen zurück. Er vertrieb sich die Zeit, indem er sich von Zaroya erzählen ließ, wer die Verstorbene gewesen und in welchen Beziehungen sie zu ihr gestanden; dann spielte er mit der kleinen niedlichen Sonaca, oder er horchte, mit Thränen im Auge, auf die wehmüthig wilden Lieder der Zigeuner und ging dann mit Zaroya hinaus, um Blumen auf das frische Grab zu pflanzen.

So vergingen die Tage und der Frühling zog im Thale der Gran ein und schmückte die Bergwände. Endlich kehrten

Ohm und Bruder mit Veit zurück. Jakob sprach feierlich zu Raimund, indem er den Säugling von Zaroya's Brust nahm und ihm in die Arme legte: „Ein seltsames Schicksal hat dich zum Vater dieser Waise bestimmt. Aber niemals darf ein Mensch erfahren, wer dieses Kind ist. Dieses Versprechen habe ich seiner Mutter in die erkaltende Hand geloben und seinem Vater, den ich krank in Ofen gefunden, wiederholen müssen. Wir wollen es jetzt mit nach Kremnitz führen und ihm dort eine Amme suchen. Es gilt für das Kind eines verunglückten Bergmannes, dessen Witwe hier gestorben ist, und der wir versprochen haben, es nicht zu verlassen."

Raimund drückte das Knäbchen an's Herz und küßte es auf die Stirn, still bei sich das Gelübde thuend, ihm ein treuer Versorger und Führer sein zu wollen.

Jakob hatte der kleinen Sonaca mehrere Geschenke mitgebracht und erfreute dadurch Mutter und Töchterlein. Es schien, als wenn er das kleine Mädchen besonders liebgewonnen habe.

In der Frühe des nächsten Tages brachen die Reisenden auf. Die liebliche Zaroya hatte an jeder Brust ein Knäbchen liegen. Karracha ritt neben ihr mit Sonaca. Veit, der stets merkwürdig weinerlich gestimmt war, erzeigte ihnen alle nur erdenkliche Aufmerksamkeiten und sorgte für ihre Bequemlichkeit, soviel er vermochte. Jakob Fugger ritt, in sich vertieft, voran; es glänzte von seiner gedankenreichen Stirn wie eine höhere Weihe, seit er das Geheimniß von den schönen Lippen vernommen, die nun der Tod für immer versiegelt. Zuweilen schimmerte es feucht in seinen Augen; Marx und Raimund wechselten nur selten ein leises Wort. Ueber Allen lag eine wehmüthige Stimmung, wie ein dunkler Schleier. Auf diese Weise erreichten sie die tief im Thal liegende, von mächtigen waldigen Bergen umgebene Bergstadt, deren dampfende, geräusch=

volle Hüttenwerke sogleich verriethen, welche Adern im Schoße ihrer Höhen bluteten.

Die Reisenden zogen durch das Thor und ritten durch die bergigen Straßen, bis sie vor einem stattlichen Hause hielten. Veit stieß Raimund an und zwinkerte pfiffig lächelnd und verstohlen auf das Haus deutend mit den Augen. „Das ist die Fugger'sche Münzstätte," flüsterte er. „Da wohnen wir."

Er hatte noch nicht ausgeredet, da wurde die Thür geöffnet, und die Base Anna eilte mit freudigem Ausrufe heraus, ein junges, blühendes Weiblein, deren Gestalt ihre bald zu erfüllenden Mutterhoffnungen verrieth, und hinter ihr kam ein feines Mägdlein, das eben in der Entwicklung zur Jungfrau begriffen war, eine kleine, niedliche, freundliche Gestalt, die verschämt von fern stehen blieb, und die schönen Augen sittig zu Boden schlug.

Anna begrüßte den Ohm und die Vettern mit herzlichen von Freude überquellenden Worten, bis sie die Trauerkleider an ihnen gewahrte und den Tod ihres Ohms Georg erfuhr. So wurde der helle Strom der Freude auf einige Minuten getrübt. Aber die Lust des Wiedersehens schlug doch wieder durch und sie rief: „Ach, wie wird mein Mann sich freuen über den unverhofften Besuch! Er ist draußen in der St. Josephsgrube und ich beschick' ihn sogleich. — Komm' doch heran, Katharina!" rief sie dem holden Mägdlein hinter ihr zu. „Es ist Katharina Turzo, die Schwester meines Mannes," sagte sie dann zu den jungen Vettern. „Ihr, Ohm, kennt sie ja; aber als ihr sie zuletzt gesehen, war sie noch ein Kind. Sie konnte nicht mit gen Augsburg zu meiner Hochzeit kommen, weil sie eben krank war." Und nun nahm die freudeselige junge Frau Raimunds Arm und flüsterte ihm, während sie in's Haus gingen, zu: „Katharina würde sich trefflich zu deiner

Frau schicken, Raimund." Und Raimund sah nun plötzlich die hübsche Katharina mit ganz anderen Augen an.

Zaroya und Karracha mit den Kindern waren auf Jakobs Wort gefolgt. Drinnen im Gaden des Hauses sprach jetzt Jakob zu seiner Nichte: „Wir bringen dir außer der Trauerbotschaft die freundlichsten Grüße von deinen Eltern und Geschwistern, die alle wohlauf sind. Aber auch einen Zuwachs zu deiner Familie haben wir dir mitgebracht, bevor du noch selbst dafür gesorgt. Der Himmel hat deinen Schoß gesegnet und wird dir bald ein liebes Kind schenken, so bitt' ich fein, du wollest dich einer armen Waise erbarmen und sie in dein Haus aufnehmen. Wir haben unterwegs eine arme Bergmannsfrau in Kindesnöthen getroffen und sie hat uns sterbend ein Knäblein geschenkt, das Marx getauft und Raimund aus dem Becken gehoben und ihm seinen Namen gegeben hat. Dadurch ist uns das Kindlein gar lieb und werth geworden. Und so steht an dich unsere freundliche Ansprache, du wollest das Kind mit deinem eignen, so ihnen Gott das Leben läßt, aufziehen."

Anna nahm gerührt die kleine Waise aus Zaroya's Händen, küßte sie und sprach: „Ja, lieber Ohm, das will ich mit Freuden. Kann ich doch dadurch einen kleinen Theil der großen Schuld der Dankbarkeit abtragen, die ich Euch zolle, und mein guter Mann wird mir mit Freuden beistimmen. Ich werde das arme Büblein halten, wie mein eigenes Kind. Sieh doch, Katharina, es lächelt mit mir. Es ist ja ein herziger Engel."

„Und es heißt Raimund?" fragte Katharina erröthend.

„Wär' es Euch vielleicht dadurch auch werth, schönes Bäschen?" fragte sie Raimund Fugger.

„Ich liebe Kinder gar sehr."

„O so theilt Euch doch mit meiner Base Anna in die Muttersorgen für den Kleinen, den ich so gern als mein

Eigenthum betrachte! Wie sehr würdet Ihr mich zu Dank verpflichten!"

„Gott segne den Knaben! Wir wollen ihn lieben und pflegen."

Anna machte ihm mit mütterlicher Geschäftigkeit ein Bettchen, Katharina legte ihn hinein. Beide beriethen sich über seine Nahrung und Pflege, und es fiel Katharinen ein, daß eine gesunde Bergmannsfrau vor einigen Wochen ein Töchterlein geboren, die ihre Brust gewiß auch dem kleinen Raimund reichen würde. Und so waren zwei junge edle Frauenherzen bemüht, dem kleinen Ankömmling ein günstiges Geschick zu stellen und ihm das Loos der Liebe zu weben.

Unterdessen trat der Bergmeister Georg Turzo, Anna's Gatte, ein kräftiger Magyare mit schwarzem Schnurrbart, hastig herein und umarmte die lieben Verwandten. Auch er begrüßte den kleinen Fremdling mit herzlicher Liebe und gelobte dem Ohm Jakob und den Vettern Marx und Raimund, für ihn zu sorgen wie ein Vater.

Die Geschenke wurden ausgepackt und übergeben. Nun kam auch der Kammerrath Johann Turzo, Georgs Vater, ein würdiger Herr, und begrüßte seinen Freund Jakob Fugger und dessen Neffen als liebe Verwandte gar herzlich. Veit Schellenberger aber schlich schmunzelnd im Hause herum und erneute alte Bekanntschaften. Plötzlich erhob sich ein Getümmel auf der Hausflur; Veit ließ ein helles Gelächter erschallen. Die Thür ging auf, und Toni, der Bergknappe, schlug Purzelbäume, wieherte wie ein Pferd, jauchzte, jodelte wie ein Tyroler, küßte Herrn Jakob Fugger's Rock und die Hände der Neffen, umarmte seine Großmutter Karracha, die mit dem Kammerrath, als ihrem alten Bekannten und Freund aus der Zeit ihrer Jugendliebe, sich unterhielt. Jakob langte den Wecken hervor, den seine Ehewirthin dem losen Rangen schickte, und er

machte dafür allerhand tolle Streiche. Kaum hatte der schwarze Bursche, der ziemlich emporgewachsen war, von dem kleinen Raimund gehört, als er hinzulief, ihn küßte und rief: „Den will ich halten wie meinen Augapfel. Ja ich will sein Knecht sein und von mir soll er reiten und schwimmen, fechten und singen lernen, wie Ihr, Herr Raimund, es von der Schwammnase, dem alten Veit gelernt habt. Hurrah, Raimund Mohr!"

So heiter und schön war das Familienbild, welches sich um den kleinen Weltbürger gruppirte, den ein merkwürdiges Geschick in Windeln hierher verschlagen. Die Liebe trat ihm aus allen Herzen als ein helfender Engel entgegen.

Jakob Fugger entließ die beiden Zigeunerinnen reich beschenkt; Zaroya erhielt einen werthvollen goldenen Ring von ihm, die kleine Sonaca ein goldenes Krucifix, das er ihr mit den Worten an den Hals hing: „Mögest du bei seinem Anblick immer fromm und gut bleiben und dich Jakob Fugger's erinnern!"

Die Zigeunerfamilie verließ, von Toni begleitet, Kremnitz. Raimund Fugger stand mit Katharina Turzo oft an des kleinen Pathen Wiege, den die Bergmannsfrau nährte. „Er soll unser Sohn sein!" flüsterte er der erröthenden Jungfrau zu.

10.

König Philipp in der Falle.

Fast waren drei Monate seit der Landung des kastilischen Königspaars an der englischen Küste vergangen und noch verweilten Philipp und Juana am königlichen Hofe in Windsor. Alle erdenkliche Lustbarkeiten waren vom

König Heinrich angestellt und Ritterspiele und Bankets, Feste zu Land und zu Wasser mit dem höchsten Glanze ausgeführt worden, um den jungen, vergnügungssüchtigen König angenehm zu unterhalten und zu beschäftigen; eine reizende Hofdame hatte ihn, wie man wissen wollte, auf König Heinrichs Befehl zu fesseln verstanden, und Philipp und seine Günstlinge erwachten kaum aus dem Taumel der Ergötzlichkeiten, um gleich wieder von neuerem und schönerem Rausche befangen zu werden. Ein großes Kapitel des Hosenbandordens war gehalten, und Philipp mit prachtvoller Feier zum Ritter desselben ernannt worden. Er hatte dagegen den jungen Herzog Heinrich von Cornwallis zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen. Der alte Freundschaftsbund zwischen den Kronen England und Kastilien ward mit großer Ceremonie erneuert und ein neuer Bundesbrief ausgefertigt und von beiden Königen unterschrieben und besiegelt. Ebenso wurde eine Doppelheirath zwischen ihnen verabredet. König Heinrich hielt nämlich bei Philipp um die Hand der Erzherzogin-Statthalterin Margaretha, verwitweten Herzogin von Savoyen an, die ihm mit Freuden zugesagt wurde, und Philibert von Vere und ein englischer Hofherr wurden als Gesandte nach Brüssel an die Statthalterin geschickt, um sie mit ihrem neuen glänzenden Loose bekannt zu machen. Es schien, als solle diese ausgezeichnete Frau, trotz aller unglücklichen Hindernisse, dennoch einen Königsthron besteigen. Auf gleiche Weise wurde die Verlobung des jungen Prinzen Karl, Herzogs von Luxemburg und Infanten von Kastilien, Philipps ältesten Sohnes und Nachfolgers, mit der kleinen Prinzessin Margaretha von England, Heinrichs VII. Tochter, verabredet, da die Verlobung dieses Prinzen mit der Prinzessin Claudia von Frankreich durch die feindlichen Schritte ihres Vaters, des Königs Ludwig XII., gegen Philipp sich wieder zerschlagen hatte.

Trotz aller dieser Herrlichkeiten gab es in Philipps nächster Umgebung scharfe Augen, die sich von König Heinrichs festlicher Prachtausstellung nicht verblenden ließen und durch den glänzenden Schimmer fürstlicher Lust und Freundschaft hindurch die Zweideutigkeit dieser geräuschvollen Gastfreundschaft und deren Gefährlichkeit für Philipp erkannten. Ein Paar solcher scharfsehender Augen gehörten Don Manuel, dessen eigene Schlauheit von der des Königs Heinrich nicht getäuscht werden konnte. So oft er zur Abreise trieb — und ihm lag Alles daran, den leichtsinnigen König bald nach Kastilien zu führen, sollten nicht die kostbaren Früchte seiner Pläne und Machinationen in's Ungewisse gestellt werden, ja vielleicht ganz verloren gehen — immer sah er zu seinem größten Verdrusse ein neues glänzendes Hinderniß vom König Heinrich in den Weg geschoben; immer mußte er hören, wie dieser kluge Monarch und bewundernde Freund Ferdinands des Katholischen sich Philipp zum Vermittler zwischen ihm und seinem Schwiegervater anbot, ja aufdrängte und dem Könige von Aragonien in jeder Weise das Wort redete, so daß es endlich dem scharfsichtigen Kastilier kein Geheimniß bleiben konnte, welch eine Rolle eigentlich sein junger König am englischen Hofe spiele. Die Schiffe waren längst wieder hergestellt, die Soldaten, die untere Bedienung, das Gepäck war allmälig — ein Schiff nach dem andern — nach Kastilien abgegangen, das Königspaar wurde immer mit neuen Festlichkeiten zurückgehalten. Viele von den flandrischen Herren machten lange Gesichter, und man sah sie oft zusammenflüstern und mißtrauische Blicke auf die englischen Gastfreunde werfen. Philibert von Vere kehrte von Brüssel mit einer kühlen diplomatischen Antwort der Erzherzogin-Statthalterin zurück, die weder zu, noch absagte; es liefen mahnende Boten von Kastilien ein; Alles drängte zur Abreise, und doch war kaum von dieser die Rede.

Endlich verabredete sich Don Manuel mit dem Pfalzgrafen Friedrich, ihrem Könige die Augen zu öffnen. Da er stets von einem Gliede der englischen Königsfamilie oder von einem Großen des Inselreichs umgeben war, so benutzten sie eine große Falkenbeize, an der die Königin, die Prinzessin von Wales und die Hofdamen Theil nahmen. Philipp verfolgte einen Reiher auf flüchtigem Rosse und kam dadurch weit von der Gesellschaft ab; Don Manuel und der Pfalzgraf ritten ihm schnell nach, und, als sie ihn erreicht hatten, nahm der Erstere sogleich das Wort. „Ich wollte, Ew. Majestät Schiff liefe so schnell den Küsten Kastiliens zu, als Euer Pferd diesem Reiher nach; denn fürwahr, wenn Ihr hier auch die stattlichsten Vögel beizt, dort gibt es doch für Euch köstlichere Beute zu erjagen."

„Ihr habt recht, Don Manuel," versetzte der König; „wir müssen fort von dieser Insel, auf der wir eigentlich nichts zu thun haben, und fürwahr wir sind schon länger geblieben, als sich ziemt und unserer Sache dienlich ist. Ich bitt' Euch, bestellt die Abreise."

„Wenn es am Bestellen läge," entgegnete der Spanier bedenklich; aber —"

„Aber? Warum stockt Ihr?"

„Wenn wir nur fort könnten," fügte der Pfalzgraf hinzu. „An unserm Willen sollte es nicht liegen; aber —"

„Auch du ein Aber ohne Folge? Was bedeutet das? Warum sollen wir nicht fortkönnen? Was hindert uns an der Abreise?"

„Ich fürchte, der Wille Sr. Hoheit des Königs von England," versetzte Manuel.

„Dieser freundschaftliche Wille ist mit Ernst zu besiegen. Wir haben seine Gastfreundschaft schon mißbraucht."

„Glaubt Ew. Majestät wirklich an einen freund-

schaftlichen Willen von dieser Seite?" fragte der Pfalzgraf.

„Scheint es doch, als glaubtet ihr Beide an einen feindseligen? Erklärt Euch deutlicher!"

„Nun denn, da Ew. Majestät befiehlt, so wollen wir unsere Meinung nicht verschweigen," sagte Manuel, „wir haben triftige Gründe anzunehmen, daß Ew. Majestät vom Könige dieses Landes als Gefangener betrachtet und gehalten wird zu Gunsten des Königs von Aragonien."

Der König erschrak, ein dunkles Gefühl, das er seit einiger Zeit gehegt, wurde ihm plötzlich klar und sagte ihm, daß dem wirklich so sei. Doch versuchte er zu widersprechen. Aber seine beiden Begleiter zählten ihm alle Gründe her, wodurch sie sich zu solcher Annahme berechtigt glaubten, und Philipp überzeugte sich nur zu gut, daß sie recht hatten.

„Wir müssen fort!" rief er stürmisch. „Nächsten Montag müssen wir absegeln. Ich werde es heute noch dem Könige sagen."

Es geschah; aber an König Heinrichs schmeichlerischen Antworten erkannte König Philipp nur zu gut, daß es nicht weit mehr zu einer ernstlichen Erklärung seines Gastfreundes sei. Er wurde von großer Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit befallen und sah mit Schaudern seine Lage für noch weit schlimmer an, als sie wirklich war.

Heinrich sagte: „Es ist ja noch Vieles zwischen uns zu sprechen und abzumachen, und ich glaube, ich habe Euch noch nicht genug Beweise meiner Freundschaft und Zuneigung gegeben und noch nicht jeden unfreundlichen Gedanken in Euerer Seele gegen mich zerstreut und in sein Gegentheil verwandelt."

„Hätt' ich je einen unfreundlichen Gedanken gegen Ew. Hoheit gehegt?" fragte Philipp betroffen.

„Ich weiß es nicht und glaub' es nicht," versetzte der

schlaue König von England, „aber Ihr würdet mich sehr zu Dank verbinden, wenn Ihr mir den Herzog von Suffolk, der sich in Euerer Gewalt befindet, ausliefertet.“

Philipp erkannte mit großer Bestürzung, daß der König Alles wußte, was in Bezug auf Suffolk in den Niederlanden geschehen war, und er dachte sogleich, daß Antonio Cebes an ihm zum Verräther geworden sein dürfte.

„Aber Ihr würdet dem armen Manne an's Leben kommen,“ erwiderte er kleinlaut.

„Nicht doch!“ sagte Heinrich. „Ich geb' Euch mein königliches Wort zum Pfande, er soll nicht an Leib und Leben geschädigt werden, sondern ebenso ehrliches Gefängniß haben, wie Ihr selbst ihm gegeben. Ich kann unmöglich dulden, daß man in einem Nachbarlande daran denkt, den durch mich beschwichtigten Bürgerkrieg in diesem meinem Lande wieder wach zu rufen und mir einen Gegenkönig auf den Hals zu schicken. Wenn es die Bestimmung Euerer schönen Schwester ist, Königin von England zu werden, so will ich sie lieber selbst dazu machen, wie ich mich Euch schon erklärt, und es mögen zur Verwirklichung dieses Plans Ströme von Wein, aber kein Tropfen Blut in England fließen. Ihr seht, daß ich schon Euerer Schwester wegen den Herzog von Suffolk haben muß.“

„O er würde so gern in England leben, er hegt die größte Sehnsucht nach dem Vaterlande, es ist sein höchster Wunsch dahin zurückkehren zu dürfen!“

„Wolan, so laßt ihm sagen, daß ich Euch für ihn ein ruhiges und bequemes Leben zugesichert. Er soll es besser haben als ich in England. — Genug, ich erachte diese Sache als abgemacht zwischen uns. Doch auch den bereits besprochenen Handelsvertrag zwischen England und Niederland haben wir abzuschließen, eh' Ihr reist. Und wollt Ihr denn endlich jede Vermittlung zwischen Euch und dem König von Aragonien zurückweisen? Euere Jugend,

die das Land, zu dessen Beherrscher Ihr berufen seid, noch so wenig kennt, würde wohl thun, sich von der Erfahrenheit und weisen Mäßigung Eueres Schwiegervaters leiten zu lassen.“

„Wenn mich König Ferdinand Kastilien regieren läßt,“ entgegnete Philipp unmuthig, „so will ich meine Person immerhin von ihm leiten lassen. Auf diese Bedingung mag Ew. Hoheit Güte zwischen ihm und mir vermitteln, aber durchaus auf keine andere.“ —

Philipp berieth sich mit seinen Vertrauten; er war entschlossen, Opfer zu bringen, um wieder aus der mit Blumen verdeckten Falle zu kommen, in die ihn ein sehr unzeitiger und widerwärtiger Seesturm getrieben, und er war schwach genug, den edeln unglücklichen Suffolk zu einem dieser Opfer zu bestimmen. Er schrieb an den Herzog, der König Heinrich sei zu jeder Aussöhnung mit ihm bereit und verspreche ihm ein sorgenfreies, glückliches Loos im Vaterlande; er möge also unverweilt herüberkommen. Diesen Brief legte er dem König Heinrich vor, zugleich aber auch einen heimlichen Befehl an Chièvres, falls der Herzog sich nicht freiwillig nach England einschiffe, ihn mit Gewalt nach London führen zu lassen.

Der schlaue Eigennutz des Königs von England war inzwischen damit noch nicht befriedigt. Er drängte seinem Gastfreunde die Unterschrift eines Handelsvertrags zwischen Flandern und England ab, der so große Nachtheile für Philipps Stammland zur Folge hatte, daß er hier nur „die böse Dazwischenkunft“ genannt wurde, auf des jungen Königs unbeabsichtigte Landung in England hindeutend. Philipp unterschrieb, um nur loszukommen, und gab durch diese beiden Zugeständnisse der Welt Gelegenheit, sowol an seiner Ehre, als an seiner Staatsklugheit zu zweifeln.

Fürwahr die Auslieferung des Herzogs von Suffolk ist ein unvertilgbarer Flecken in Philipps Leben. Bald

nach seiner Abreise von England langte der Herzog dort an, getrieben von Liebe und Sehnsucht zum Vaterlande. Ein Gefängniß erwartete ihn. So lange Heinrich VII. lebte, hielt er zwar sein dem Könige von Kastilien gegebenes Wort; als er aber drei Jahre später in männlichem Alter starb, hatte sein charakterloser, von zügellosen Leidenschaften besessener achtzehnjähriger Sohn und Nachfolger Heinrich VIII. nichts Eiligeres zu thun, als zur Sicherung seiner Herrschaft den alten, ruhigen, unschuldigen Herzog Suffolk enthaupten zu lassen.

11.

Philipps Stern im Steigen.

Am 28. April landete das Königsschiff mit Philipp und Juana in Corunja, einem kleinen Hafen im nordwestlichen Winkel Galiciens. Die Fahrt war glücklich von Statten gegangen, aber seit zwei Wochen schon hatten sie die spanische Küste im Auge und waren in keinen der kastilischen Häfen eingelaufen, denn Don Manuel hatte Nachricht erhalten, daß König Ferdinand in Burgos, der Hauptstadt Altkastiliens, seine Kinder erwarte; aber nach Manuels ränkevollem Plan, dem Philipp nur allzusehr beistimmte, mußte vor der Hand jede Zusammenkunft der beiden Könige vermieden werden, bevor nicht die Stimmung des Volks genau erforscht und erprobt war. Zeigte sie sich Philipp günstig und Ferdinand abgewandt, so war im Rath des Königs von Kastilien beschlossen, sich keineswegs an die mit dem Könige von Aragonien abgeschlossenen Verträge zu binden, sondern die alleinige Herrschaft zu beanspruchen und zu behaupten. Don Manuel hatte aus

diesem Grunde den König Philipp sogar beredet, in Portugal an's Land zu gehen. Schon war ein Bote vorausgesandt, um den portugiesischen Könige, Philipps Schwager, die Ankunft desselben zu melden, und König Emanuel hatte bereits große Anstalten zum Empfang des Königs von Kastilien getroffen. Von Portugal aus sollten dann die Nachforschungen und Werbungen zu Gunsten Philipps auf kastilischem Grund und Boden betrieben werden. Das widerwärtige Ränkespiel begann also schon, eh' der junge König nur einen Fuß an das Land gesetzt hatte. Das Schiff wurde inzwischen von ungünstigen Winden verhindert, um das Landende von Galicien zu segeln und die südliche Richtung nach der portugiesischen Küste einzuschlagen, und war sonach endlich genöthigt, im Hafen von Corunja die Anker auszuwerfen.

Und wirklich hatte König Ferdinand sich durch seine neue, sechs Wochen vorher geschlossene Heirath um alle Volksgunst gebracht.

Die schöne und junge Braut, die stolze Germaine de Foix, hatte zu Anfang des Monats März, zu derselben Zeit, als Philipp England verließ, ihre Reise nach Spanien unter Begleitung des Grafen Cifuentes, der ihr von Ferdinand als Ehrencavalier zugeschickt war, und mit einem glänzenden Gefolge französischer und neapolitanischer Edelleute angetreten. An der Grenze zu Fuentarabia wurde sie vom Erzbischof von Saragossa, natürlichem Sohne des Königs Ferdinand, mit einem zahlreichen, meist aus aragonischem und katalonischem Adel bestehenden Gefolge empfangen (die Kastilier hielten sich fern) und mit vieler Feierlichkeit nach Duenjas geführt, wo sie mit dem Könige zusammentraf. In diesem Orte, wo Ferdinand dreißig Jahre zuvor mit Isabella ehelich verbunden worden war, führte er ihre junge und schöne Nachfolgerin am 18. März ebenfalls zum Altare und dieser Umstand verbitterte die

Erinnerungen des Volkes an seine große Königin noch mehr. Es erschien Jedermann als eine rohe Lieblosigkeit des Königs und als Mangel aller der ruhmgekrönten Verstorbenen schuldigen Pietät, daß er so schnell nach ihrem Abscheiden und gegen sein ihr geleistetes feierliches Versprechen (die Sage war allgemein verbreitet, er habe Isabellen gelobt, sich nach ihrem Tode nicht wieder zu vermählen) in ihrem eigenen Königreiche Kastilien und an demselben Orte, wo er sich mit ihr verbunden, eine neue, leichtsinnige und unnatürliche Verbindung schloß. In Kastilien wurde Isabella's Andenken schier abgöttisch verehrt, und ihre Asche so heilig gehalten, wie ihre Person zu Lebzeiten, und hier sollte das Volk eine neue Königin begrüßen, einen Sproß des französischen Königshauses, dem die Kastilier nie hold gewesen, und eine blutjunge, stolze Dame, von der man nichts wußte als daß sie hinke und sehr stolz sei. Dieses Verhältniß machte die Gemüther dem Könige Philipp geneigter, als alle Ränke Don Juan Manuels.

Ferdinand hatte seine junge Gemahlin verlassen und war unverzüglich nach Burgos geeilt, um Philipp und Juana zu empfangen. Er hatte einen Eilboten vorausgesandt, in der festen Voraussetzung, das kastilische Königspaar werde in einem altkastilischen Hafen landen, um den Ort der Zusammenkunft mit Philipp zu bestimmen, und da er hier die Landung in Corunja erfuhr, so brach er ohne Argwohn nach Leon auf. In dieser Stadt erreichte ihn aber die Nachricht von den unzweideutigen, feindlichen Schritten, welche Philipp sogleich nach Betretung des spanischen Bodens gegen ihn unternommen hatte, und vom Zuströmen des kastilischen Adels zu seinem Schwiegersohne. Er blieb also in Leon liegen, um Unterhandlungen mit Philipp anzuknüpfen. Dieser hatte Sendschreiben an die vornehmsten Ritter und Edelleute Kastiliens abgesandt,

worin er sie mit freundlichen Worten aufgefordert, sich für ihn zu erklären und mit ihrer Streitmacht zu ihm zu stoßen. Sogleich brach der ganze Adel mit seinem bewaffneten Gefolge auf, den jungen König zu bewillkommnen und ihm die Aufwartung zu machen; aber zugleich liefen zahlreiche Ergebenheitserklärungen von allen Ständen und aus fast allen Städten ein. Ganz Kastilien trat auf Philipps Seite. Der Muth des jungen Königs wuchs mit jedem neuen Anhänger, der sich ihm in Corunja vorstellte, aber in demselben Grade ward er mehr und mehr abhängig von den Häuptern seiner Partei und vor allen von seinem Günstling Don Juan Manuel. Jeder schmeichelte sich, seine Wünsche und Hoffnungen von der neuaufgehenden Sonne verwirklicht zu sehen, und wandte sich von der untergehenden ab, die ihn getäuscht; die Mächtigern stellten dem jungen Könige sogar Bedingungen, die ihr Egoismus diktirte, und er sah sich genöthigt zuzugestehen, was Manuel für gut und zweckdienlich fand.

Die ersten der kastilischen Granden, wie der Marquis von Villena und der Herzog von Najara, führten ihm wohlgerüstete Schaaren zu, die sie selbst unterhielten, und zu den dreitausend Mann deutscher Lanzknechte, welche Philipp mitgebracht, hatte sich bald ein Heer von sechstausend kastilischer Soldaten gesellt, sodaß sich der König von einer imposanten Macht umgeben sah. Und immer neue Schaaren zogen ihm zu; der Adel des Königreichs schien mit seinen Söldnern auf der Wanderung nach dieser nördlichsten Provinz des Königreichs; alle Ergebenheitserklärungen, alle Huldigungen, alle Schmeicheleien, womit der Adel zu allen Zeiten, wann es galt, sich Vortheile zu verschaffen und Vorrechte zu sichern, die Könige für sich gewonnen hat, wurden dem jungen Oestreicher dargebracht, und bald war er berauscht von dem süßen und gefährlichen Becher der Macht und des Glücks. Waren doch seine

kühnsten Erwartungen übertroffen und gerade Ferdinands neue Vermählung, von der Philipp am meisten für sich gefürchtet, war ihm zum größten Vortheil ausgeschlagen. Die gewaltige Leidenschaft des Ehrgeizes, die ihn beherrschte, wurde auf die glänzendste Weise befriedigt, und er nahm diese Befriedigung als einen gerechten und ihm gebührenden Tribut des Schicksals an, als eine ihm schuldige Entschädigung für den ihm aufgelegten Zwang, mit einer ungeliebten Frau verbunden zu sein und sein liebebedürftiges Herz dieser politischen Verbindung zum Opfer gebracht zu haben. War es ein Wunder, wenn er mit dieser Ansicht der Dinge seinem angeborenen Leichtsinne, seiner Prachtliebe, seiner Vergnügungssucht den Zügel schießen ließ? An seinem überaus prächtigen Hoflager gab ein Fest dem andern die Thür in die Hand und der ihn umgebende niederländische Adel, so leicht von Blut und Sitten, wurde gar bald zum Lehrmeister des jungen kastilischen Adels, so bedenklich auch die Aelteren, die unter ihrer sittenstrengen Königin Isabella gegen die Mauren gefochten hatten und in der keuschen Strenge und feierlichen Förmlichkeit des spanisch-christlichen Ritterthums aufgewachsen waren, die Köpfe zu solchem Gebaren schüttelten. In der That bot der Hof von Corunja eine der merkwürdigsten Erscheinungen dar, eine Zusammensetzung aus zwei so äußerst verschiedenen Theilen, wie sie in der Geschichte schwerlich noch einmal stattgefunden hat. Allen andern Völkern Europa's waren die Niederländer, „die flandrischen Herren", wie sie fast immer genannt wurden, in Entwicklung und Fortschritt zu neuer Lebensgestaltung weit voraus, ein Resultat ihres Welthandels, ihrer freien schier republikanischen Verfassung, des üppigen und ebenen Bodens, den sie bewohnten, und der Prachtliebe und Verschwendungssucht ihrer Herzöge. Das Ritterthum war bei ihnen längst abgeblüht, und an seine Statt jenes aufgeputzte, schimmernde Kunsterzeugniß,

das Cavalierthum, getreten, welches im folgenden Jahrhundert alle europäische Höfe mit seinem egoistischen, leichtsinnigen, sittenverderblichen Gifte durchdrungen und alles frische, wahre Leben zerstört hat. Für „die flandrischen Herren", diese Pflanzschule der Cavaliere, gab es nichts Heiliges mehr. Die Spanier dagegen waren in der Entwicklung des Völkerlebensprozesses um ein paar Jahrhunderte zurück. Das romantische, naturwüchsige Ritterthum, das in Frankreich und Deutschland im dreizehnten Jahrhundert von der Religionsschwärmerei und deren Kindern, den Kreuzzügen, in's Leben gerufen worden, war in Spanien aus denselben Ursachen erst im funfzehnten Jahrhundert zur üppigen Blüte gediehen, und zu einer üppigern, als in andern Ländern; denn der morgenländisch-romantische Geist der spanischen Araber, das reizendste Kind des europäischen Mittelalters, hatte, vom Hauche der Poesie erfaßt, viel Samen an die christlichen Helden abgegeben. Die Kreuzzüge gegen Ungläubige fanden hier in derselben Halbinsel statt, aber diese Ungläubigen waren das gebildetste und liebenswürdigste Volk der Welt. Der Kampf war kein leichter gewesen, und es gab kein kastilisches Adelshaus, das nicht von seinen Söhnen darin verloren hatte; nur die rauhe und tugendstrenge Begeisterung für die Lehre des Kreuzes hatte den Sieg über die leichtsinnigen Ritter des Halbmondes davongetragen. Diese keusche Religionsschwärmerei hatte sich in den kastilischen Bergen erhalten, auf den schier unzähligen einsamen, starkbefestigten Ritterburgen und Schlössern, die dem ganzen Lande den Namen gegeben *). Der kalte, in der gemessensten Steifheit der Form sich gefallende, außerordentliche Stolz des kastilischen Adels hielt mit unerbittlicher Strenge auf Würde, Anstand, Tugend und

*) Castilia von castellum Burg.

verehrte deshalb das Andenken seiner großen und edlen Königin wie das einer Heiligen. Und diese beiden Völker, die äußersten Extreme Europa's in moralischer und socialer Beziehung kamen in ihrem Adel hier am Hofe Philipps, des leichtsinnigsten Fürsten, zusammen. Er war Beider König; Beide huldigten ihm, Beide erstrebten Vortheile von ihm, und es konnte ihm nicht zur Last gelegt werden, daß er sich am meisten zu Denen hingezogen fühlte, denen er durch Geburt, Erziehung und gemeinsame Sitten angehörte. Wer vom jungen kastilischen Adel ihm also gefallen wollte, mußte sich der freien Lebensweise der Flanderer anschließen, und sie war so verlockend, so verführerisch! Die alten Granden, jene mächtigen Ricos-Hombres, mußten schweigend zugeben, was sie nicht ändern konnten; sahen sie doch dafür im Geiste ihre alten Privilegien wieder bestätigt, welche ihnen Ferdinand und Isabella so sehr geschmälert, und da sie für die Todte schwärmten, so trugen sie dafür allen Groll auf den Lebenden über. Indem sie sich von dem spanisch-tugendstrengen Ferdinand lossagten und zu dem flandrisch-sittenleichten Philipp hielten, mußten sie wohl oder übel auch seine und der Niederländer bunte, fessellose Lebensweise mit in den Kauf nehmen, und sie thaten es, wenn auch mit leisem Murren, ihres Vortheils wegen.

Philipp war übrigens freigebig mit Zusagen und Versprechungen und glich dadurch manchen übeln Eindruck aus, den die flandrische Leichtfertigkeit auf die kastilisch-stolze Sittenkeuschheit machte. Die Meisten gewann er durch den schönen Eifer, mit welchem er sich gegen die Inquisition aussprach, und ganz Kastilien hoffte mit Zuversicht, er werde dieses die absolute monarchische Macht des Königs so sehr fördernde Glaubensgericht, welches schon so unsägliches Unglück gestiftet, sogleich aufheben, sobald er alleiniger König sei. Wirklich war Philipps innerstem

Wesen und dem fröhlichen Geist der Niederländer solche Glaubenswuth ein Greuel. Das edle deutsche Gemüth im jungen Könige versprach jedem wahren Verdienst seine Krone, jeder Tugend Anerkennung, und die stolzesten, finstersten Granden hofften Glück und Segen von der neu aufgegangenen Sonne, wenn sie ihnen auch grell in die Augen schien.

Unter diesen Umständen erklärte Philipp nach drei Wochen öffentlich, daß er nicht gesonnen sei, sich von dem Vertrage von Salamanka binden zu lassen, und daß er nie in ein Uebereinkommen willigen werde, das seinen und seiner Gemahlin ausschließlichen Besitz der kastilischen Krone im Mindesten beeinträchtige. Ganz Kastilien rief dieser Erklärung Beifall zu.

Während der lärmenden Lustbarkeiten an Philipps Hoflager, verweilte Ferdinand, nur noch von wenigen Anhängern umgeben, still und einsam in Leon. Ihm reiften jetzt die Früchte seiner Kunst an dem Baume, den er selbst gepflanzt und gepflegt. Von allen kastilischen Granden waren ihm allein der Herzog von Alva und der Graf Cifuentes treu geblieben; sein eigner Schwiegersohn, der Konstabel von Kastilien hatte ihn verlassen. Es war ein trauriges Schauspiel, einen noch gestern allmächtig gewesenen König wie einen Landstreicher durch sein eigenes Reich ziehen zu sehen, dem sogar der Anblick und die Umarmung seiner eignen geisteskranken Tochter verweigert wurde. An ihm ging das altdeutsche Sprichwort: „Untreu' schlägt den eignen Herrn!" in Erfüllung. Er nahm zu Unterhandlungen und der alten List seine Zuflucht und beschickte zuerst heimlich Don Juan Manuel, als die Hauptperson in diesem Drama, das eine so ungünstige Wendung für ihn genommen hatte, und machte demselben die glänzendsten Anerbietungen, wenn er die kastilische Partei verlassen und zur aragonischen übergehen werde. Aber was

konnte Ferdinand bieten, was den unumschränkten Einfluß aufgewogen hätte, den dieser schlaue Günstling über seinen jungen Herrscher ausübte! Nun sandte er den berühmten Geschichtschreiber Peter Martyr, der, mit hohen Würden bekleidet, stets um seine Person war, als Gesandten an Philipp selbst ab, um Vereinigungspunkte festzustellen, oder wenigstens den Ort der Zusammenkunft mit König Philipp zu verabreden. Philipp hörte den gelehrten Geschichtschreiber, dem wir die Darstellung dieser Begebenheiten verdanken, mit Höflichkeit an, gab aber nicht einen Finger breit von seinen Forderungen nach und wich einer bestimmten Erklärung hinsichtlich einer persönlichen Zusammenkunft mit seinem Schwiegervater aus; denn Manuel fürchtete von Ferdinands überlegener Gewandtheit und Scharfsichtigkeit bei einer solchen Zusammenkunft Alles für Philipps jugendliche Unerfahrenheit und weichherzige Nachgiebigkeit.

Martyr kehrte unverrichteter Sache nach Leon zurück, und Ferdinand sandte endlich den Mann, welcher an Geist, Einsicht und Willenskraft der bedeutendste, seiner Stellung nach der nächste nach ihm selbst in Spanien war, den greisen Erzbischof von Toledo, Francisco Ximenes, an Philipp. Er hoffte, Ximenes' großartige Erscheinung, die erhabene und strenge Würde seines Amtes würden dem jungen König imponiren. Aber Philipp hatte vor dem Priester keine Ehrfurcht; er war in Glaubenssachen, wie in allen andern Dingen, ein Niederländer. Auch Ximenes sprach vergebens, und, als er zu Ferdinand zurückgekehrt war, erkannte dieser mit Schrecken, daß in Kastilien sein Stern untergegangen sei.

12.

Philipps große Pläne.

Unter den zahlreichen adeligen Herren, welche das junge Königspaar von Kastilien in Corunja begrüßten, wurde eines Tages der Adelantado*) Don Bartolomeo Colombo als Abgesandter seines Bruders des Amirante (Admiral) Christofero Colombo gemeldet. Mit freudiger Ueberraschung rief Philipp dem Pfalzgrafen Friedrich, der sich eben bei ihm befand, zu: „Ha, ich habe dieser Tage an den Admiral Colombo gedacht! Mir träumte, Jakob Fugger ging in einem düstern, hohen Gewölbe an meiner Seite und mahnte mich mit eindringlichen Worten zur Eile in den wichtigen Angelegenheiten, die ich mit ihm besprochen. Da nahm ich mir gleich am frühen Morgen vor, den berühmten Admiral an meinen Hof einladen zu lassen, um ihm alles schmähliche Unrecht, das er von meinem durchlauchtigsten Schwiegervater hat erdulden müssen, zu vergüten und ihn in alle Ehren und Würden einzusetzen, die ihm einst Isabella feierlich versprochen und verbrieft hat. Von Don Manuel erfuhr ich aber, der Admiral liege krank in Valladolid. Ich will hoffen, sein Bruder bringt mir die Nachricht von seiner baldigen Genesung."

Der Adelantado trat herein, ein kräftiger Mann in den

---

*) Eine Amtswürde von sehr unbestimmtem Charakter, sobald sie nicht bloßer Titel war. Der Adelantado scheint in frühern Zeiten über eine Grenzlandschaft gesetzt gewesen zu sein und besaß ausgedehnte richterliche Gewalt darin, sowie den Oberbefehl des Heeres im Kriege. Doch haben seine Befugnisse mit den Zeiten sehr gewechselt. Endlich ward das Wort zum Ehrentitel, wie bei Bartolomeo Colombo.

höheren funfziger Jahren, gebräunt von der Sonne Westindiens.

„Seid mir willkommen, edler Herr!“ rief ihm der König mit frohem Wohlwollen entgegen. „Euer gefeierter Name erinnert mich an eine heilige Pflicht. Ich bin von aller Kränkung unterrichtet, welche Euer Bruder für seine der Krone Kastilien geleisteten unschätzbaren Dienste von des Königs Ferdinand Undank und Falschheit hat ertragen müssen; aber deutsche Treue soll ihm würdig vergelten. Ich bin zur rechten Zeit als König und Herr in dieses Land gekommen, um jedes Unrecht wieder gut zu machen; und wem wäre größeres Unrecht geschehen, als Christophero Colombo?“

„Ew. Majestät Huld und Gnade rührt mich fast zu Thränen,“ versetzte der Adelantado. „Hätte mein armer Bruder Ew. Majestät königliche Worte vernommen, ich glaube, er würde davon genesen.“

„Ist er noch immer krank, der wackere Admiral?“

„Der Gram frißt an seinem Herzen. Aber nun wir die Versicherung aus Euerm Munde haben, daß ihm Gerechtigkeit werden wird, hoff' ich ihn bald gesund vor Ew. Majestät stehen zu sehen, um Euch seinen Dank abzustatten. Da er nicht selbst kommen konnte, an ein für seine Thätigkeit peinliches Krankenlager gefesselt, so hat er mich als seinen Stellvertreter gesandt, Ew. Majestät die Aufwartung in seinem Namen zu machen, Euch seine Ehrfurcht zu bezeigen und seine Dienste anzubieten.“

„Ich nehme sie mit Freuden an, Don Bartolomeo. O ich habe große und herrliche Pläne mit Euerm Bruder vor, und auch Ihr, der Theilhaber seiner Mühen und seines Ruhms, werdet dabei vielfach thätig sein. Seht, ich habe in Antwerpen einen Unterthan, den ich wegen seiner Eigenschaften gar sehr schätze. Es ist Jakob Fugger von Augsburg, den man in der ganzen Welt gern den „Augsburger

Leinweber" nennt, weil er dies liebt und wirklich ein gelernter Leinweber ist. Vielleicht habt Ihr auch von ihm gehört?"

„Wie sollt' ich nicht, die Wechsel des Jakob Fugger gelten in Spanien und in Italien wie baares Geld, und Genua, meine Vaterstadt, müßte nicht eine der ersten Handelsstädte sein, wenn es den Namen Fugger nicht zu den gefeiertsten zählen sollte."

„Ja, ja, und wenn irgend ein Mensch auf der Welt, so verdient der liebe, bescheidene Mann diesen weitverbreiteten Ruhm. Er hat es weitgebracht, dieser Leinweber, in seiner Art, schier ebenso weit, wie Euer Bruder, der weltberühmte Admiral und Länderentdecker."

„Es ist ein artiger Zufall," berichtete Bartolomeo Colombo lächelnd, „daß auch Christophero Colombo's Aeltervater, unser Ahn Giacomo Colombo in Genua, ein Leinweber war."

„Ah, seht doch!" rief der König. „Gesegnet sei der Webstuhl, von dem solche Männer ausgehen! Nun hört! Ich werde diese Leinwebersöhne mit einander bekannt machen. Sie sind einander würdig. Und daß sie dann die besten Freunde werden, dafür brauch' ich nicht zu sorgen. Ihre Geister werden sich schnell verstehen, achten und liebgewinnen; und aus dieser Vereinigung wird die Welt mit Staunen große unsterbliche Dinge hervorgehen sehen. Jakob Fugger ist der beste Bergmann in Europa und ein Kaufmann wie wenige noch. Er soll mit Christophero und Bartolomeo Colombo die unterirdischen Schätze Indiens heben. Er soll mit euch den Handel Kastiliens und der Niederlande mit der neuen Welt ordnen. Was meint Ihr zu diesem Plane?"

„Es ist einer der erhabensten Gedanken, die jemals aus einem menschlichen Geiste hervorgingen, und würdig des Ruhms, der Ew. Majestät vorausgeeilt ist. Wie wird

mein Bruder jubeln, wenn er ihn vernimmt! Wie wird er alle Qual der Krankheit mit starkem Geiste von sich abschütteln, um verjüngt seine Kräfte dem Dienste Ew. Majestät zu weihen! Mit leichterm Herzen übergebe ich Euch nun seinen Brief. Wollet daraus seine Ergebenheit erkennen!"

Philipp empfing das Schreiben des Admirals, welches an ihn und die Königin Juana gerichtet war, und entfaltete es mit einer gewissen Ehrfurcht. Er las es laut. Der Admiral sprach zuerst seinen Verdruß aus, daß seine Krankheit ihn verhindere, sich in Person zu den durchlauchtigsten Herrschern Kastiliens zu verfügen, um ihnen seine Ergebenheit zu bezeigen, und bat sie dann, ihn unter die Zahl ihrer getreuesten Unterthanen zu zählen. Dann drückte er seine Hoffnung aus, sich bald durch sie in seine Würden und Güter eingesetzt zu sehen, und gab ihnen die heiligste Versicherung, daß er, obgleich in diesem Augenblick ein Raub der grausamsten Martern, dennoch im Stande sein werde, ihnen Dienste zu leisten, gegen welche alle seine früheren nichts sein würden.

„Ja," rief Philipp feurig, und eine schöne und erhabene Begeisterung strahlte aus seinen edlen Zügen, „und diese Dienste werden ferner nicht mit spanischer Königstreue vergolten werden. Sagt Euerm Bruder, daß ein Habsburger gekommen ist, ihn zu belohnen, und wißt Ihr nicht, was das heißt, so fragt Männer aus Oestreich und Tyrol. Und dieser Sohn Habsburgs wird ihm einen Bürger Augsburgs zuführen, und wir Drei wollen mit Gott die herrlichsten Dinge ausrichten; dies Kleeblatt soll eine Blume treiben, wie noch keine geblüht, und von der man nach Jahrtausenden noch reden und singen wird!" Es waren dem hochherzigen Könige Thränen in die Augen getreten, und seine blühende, schöne Gestalt war gleichsam höher gehoben und leuchtete getragen und durchblitzt von

kühnen, großen Gedanken. Er ergriff des Adelantado Hand und sprach feierlich: „Mit Christophero Colombo und Jakob Fugger will ich meines Namens Unsterblichkeit begründen!“

„Heil Euch, mein König!“ rief der Adelantado. „Endlich ist die Schmach vom Namen Colombo in Kastilien genommen. Wir brauchen nicht mehr zu beklagen, daß Isabella zu früh für uns starb. Christophero wird Gerechtigkeit am Throne finden; er wird seine Würden und Güter wieder erhalten, um die ihn die Bosheit seiner Feinde gebracht!“

„Und die Treulosigkeit eines wortbrüchigen Königs!“

„Sechs Jahre sind's, seit wir von dem schändlichen Bovadilla in Ketten nach Spanien gebracht wurden.“

„Und was wurde dem edeln Dulder, dem unschuldigen Helden von den beschämten Königen Alles versprochen! Und was ist davon gehalten worden!“ rief Philipp im gerechten Zorn. „Ich weiß Alles! Ich kenne die Treulosigkeit und Falschheit, womit König Ferdinand den verehrungswürdigen Admiral hinhielt und mit verächtlicher Zweizüngigkeit wol Colombo's Unschuld anerkannte, aber ihn nicht wieder in seine Würden einsetzte, weil der große Mann ihm unbequem war. Aber es gibt noch Könige, die menschliche Größe zu schätzen und Männer nach Verdienst zu belohnen wissen. Seht, wie weit es der schlaue Ferdinand mit seinen Künsten gebracht hat! Ein armseliger, verachteter Mensch ist er. In Kastilien gebeut jetzt Philipp von Oestreich, und einer der Ersten an seinem Throne wird Christophero Colombo sein!“

Der Adelantado küßte des Königs Hand, auf die er eine Thräne fallen ließ, und beurlaubte sich, um auch der Königin die Aufwartung zu machen.

Philipp umarmte den Pfalzgrafen. „Fritz!“ rief er, „es ist doch ein großes und schönes Loos, König zu sein

und die geschmähte Größe zu sich emporzuziehen, die gelästerte Unschuld vor aller Welt anzuerkennen, das undankbar behandelte Verdienst öffentlich und glänzend zu belohnen. O wie zuckt mir das Herz vor Freude, diesem von feiger, gleißnerischer Königslist schwergekränkten Helden den strahlenden Kranz des Verdienstes auf das Haupt zu drücken! Dieses einzigen gemißhandelten Mannes willen danke ich Gott, daß ich König von Kastilien bin; aber wahrlich kein feiner, staatskluger Ferdinand soll mir ein Wort in mein Regiment reden dürfen. Colombo und Fugger sollen die Säulen meines Thrones werden und durch sie will ich den Lohn ernten, den mein zertretenes Herz als Juana's Gemahl verdient und beansprucht." —

Einige Tage später brach der kastilische Hof mit großer Begleitung auf, um sich in das innere Land zu begeben; um aber Leon, wo Ferdinand noch verweilte, zu umgehen, wurde die Reise über San Jago de Kompostella und Orense genommen. In jeder Stadt verweilte das Herrscherpaar einige Tage, um die Huldigung anzunehmen; in der erstern, um am Grabe des spanischen Apostels zu beten. Dann gingen sie über die Grenze Galiciens und verweilten in Puebla de Senabria. Hier wurden sie von neuem mit Botschaften und Briefen Ferdinands beschickt, die alle sehr höflich waren und durchaus auf eine persönliche Zusammenkunft drangen. Philipp trieb dagegen zur Weiterreise; er wollte schnell über Benavente nach Valladolid, um mit dem Admiral Colombo zu sprechen, hierauf einige Wochen in Burgos verweilen und dann sollte die Reise über Segovia und Madrid nach Toledo fortgesetzt werden. Von da gedachte Philipp nach Kordova und Granada zu gehen. Don Juan Manuel sah inzwischen ein, daß es ein allgemeines Aergerniß geben würde, wenn man die Bitte des Königs Ferdinand um eine persönliche Zusammenkunft mit Philipp gänzlich unberücksichtigt ließe, da sich beide

Könige jetzt so nahe waren, und so beschloß er die Verhandlung fortzusetzen, vielleicht mit der geheimen Absicht, sie in die Länge zu ziehen und dabei einen schicklichen Grund aufzufinden, sie abzubrechen und die Zusammenkunft zu verweigern.

Philipp, über diesen Aufenthalt ärgerlich, sagte eines Abends zum Pfalzgrafen: „Wir sind nicht weit mehr von Valladolid; ich glaubte, wir würden ohne weitern Aufenthalt dahin gelangen. Mich verlangt's über die Maßen mit dem Admiral Colombo zu reden. Unser Hof kostet viel Geld, und ich will meine Freunde und Anhänger königlich belohnen. Die Schätze der neuen Welt sollen mir dazu die besten Mittel abgeben. Gold ist der Grund- und Eckstein aller großen und ausgezeichneten Werke, und ich brauche viel Gold zu den Dingen, die ich zu erstreben und auszuführen gedenke. Und dieses Gold sollen und werden mir Colombo und Fugger verschaffen. Ich kann die Zeit nicht erwarten, dem ruhmreichen Admiral, der mir Dienste zugesagt, welche die meinen Vorgängern geleisteten in Schatten stellen sollen, meine Pläne vorzulegen. Wer weiß, wie lange mich diese widerwärtigen Unterhandlungen mit dem alten, schlauen Fuchs von Aragon hier zurückhalten! Darum möchte ich heimlich mit dir und Bübenhoven hinüberreiten nach Valladolid und mich bei dem Admiral als mein eigner Gesandter einführen. Kein Mensch außer Euch und dem Grafen von Benavent, den wir in das Geheimniß ziehen müssen, darf ahnen, wohin unsere Reise geht, und der Admiral soll selbst nicht wissen, wer ich bin. Um so angenehmer wird er später überrascht sein, wenn ich ihn als König besuche und ihm alle seine Würden und Ehrenstellen übergebe und neue, größere hinzufüge."

„Majestät," versetzte der Pfalzgraf, „wie wollte verschwiegen bleiben, wenn Ihr eine Reise von mehrern Tagen

machtet? Könnte sie nicht Euerer Person Gefahr bringen? Irgend ein Verräther könnte die Nachricht dem Könige von Aragonien zutragen."

„Der Ritt muß schnell ausgeführt werden. Benavente ist die Hälfte des Wegs nach Valladolid. Dort übernachten wir. Der Graf begleitet uns bis in seine Stadt. Am andern Tage stehen wir an Colombo's Bette; ich denke, er soll von Dem genesen, was ich ihm sagen werde. Ebenso rasch sind wir zurück. Eh' die Gefahr eintreten könnte, bin ich ihr schon entgangen. Selbst der Adelantado, der sich's an meinem Hofe wohl sein läßt, darf nichts davon erfahren."

„Ew. Majestät weiß, daß ich vor keinem kühnen Wagstück zurückschrecke."

„So geh' und rüste heimlich die Reise. Morgen in der Frühe reiten wir unter dem Vorwande, uns die portugiesische Grenze zu besehen."

Der Pfalzgraf ging. Aber schon nach einigen Stunden trat er bestürzt und bleich in das Schlafkabinet des Königs. „Majestät!" rief er mit zitternder Stimme, „ich bin leider der Bote einer traurigen Nachricht. Die Reise ist überflüssig, denn der Admiral Colombo ist todt."

„Todt!" rief der König erschrocken. O mein Gott, das ist ein harter Schlag für mich!"

„Sein Bruder, der Adelantado, hat mir die Trauerkunde soeben mit der Bitte überbracht, sie Ew. Majestät zu melden. Der große Weltentdecker ist vorgestern, am 20. Mai, gestorben. Während wir vorhin von ihm sprachen, ist der Bote, den sein Sohn Diego an den Adelantado abgeschickt, bei diesem eingetroffen."

„O trauriges Loos, das mir nicht vergönnt, diesem Ehrenmanne die Unbill zu vergüten, die ihm der treulose Ferdinand zugefügt! Fangen meine schönen Pläne also an in Erfüllung zu gehen? Wehe! Ich habe oft den Tod als

meinen Freund gerühmt; beginnt er nun in Spanien sich mir feindlich zu zeigen?"

Diese Todesbotschaft machte auf den jungen König einen ungewöhnlich starken Eindruck. Es stieg wie eine dunkle Ahnung in ihm auf, daß der Tod des Mannes, auf den er zur Ausführung seiner glänzenden und ehrgeizigen Pläne so stark gezählt, von schlimmer Vorbedeutung für diese hochstrebenden Entwürfe sein möchte, und er überließ sich einer tiefen und aufrichtigen Trauer.

13.

Auf der Alp.

Im grünen bergigen Algau, wo die Wasser entspringen, die nach der Donau hinabrinnen, wo die Berge höher und höher sich gipfeln, bis die Grenzscheide des Tyrolerlandes über ihre kahlen Häupter hinläuft, da oben auf einer hohen sonnigen Alp wirthschaftete eine geschäftige Frau und ein fast blinder Greis mit der muntern Sennin. Diese Frau war Eleonore, die Witwe des stolzen antwerpner Kaufmanns und des bescheidenen Malers; der Greis ihr Vater. Wer hätte sie wieder erkannt, die einst als herrlichste Schönheitsblume der Niederlande in königlichen Gewändern einhertrat, um deren Gunst Fürsten gebuhlt, wer hätte sie erkannt mit ihrem von Narben entstellten, von Gram und Leidenschaft durchfurchten Antlitz, in der einfachen linnenen Tracht einer Alpenbäuerin! Sie war im Aeußern durch nichts unterschieden von der Sennin, bei der sie Quartier genommen, und sie stand dem kräftigen Weibe schwesterlich bei in der Abwartung des die Alp beweidenden Viehes. Die milden und wonnigen Lüfte

des Heumonds fächelten belebend über die grüne Alp und lockten die duftenden heilsamen Kräuter hervor, die nur da oben gedeihen vom Wolkenkuß und Sonnenstrahl und dem stärkenden Bergthau. Wenn der erste Lichtglanz des jungen Tags durch die Klinsen der breternen Sennhütte drang, erhob sich Eleonore vom armseligen Heulager und eilte auf die grünen Bergmatten hinab, den Thau von den Kräutern und Gräsern zu streifen, eh' ihn die Sonne auffog; dann pflückte sie solche Kräuter oder grub ihre Wurzeln aus und preßte in der Hütte die Säfte daraus. Nun harrte sie mit kindlich liebender Sorgfalt an des Vaters Bett, bis er erwachte, um ihm sogleich die Augen mit dem Thau zu waschen und seinen Lippen die Kräutersäfte darzubieten. Und wenn ihr der Alte mit einem Händedruck versicherte, er habe schon wieder etwas mehr Licht und könne schon den oder jenen Gegenstand ziemlich deutlich unterscheiden, da flog es wol wie ein Lächeln über ihre verwelkten Züge, aber selbst dieses Lächeln war ein schmerzliches. War sie doch dem blinden Vater zu Liebe mit ihm hier heraufgezogen in die stille Einsamkeit der Alpenhöhen, damit er hier geheilt werde von seinem Gebreste. Denn diese Kur hatte ihm ein augsburger Arzt verordnet.

„Gesegnet sei das Andenken meines edeln verstorbenen Freundes Georg Fugger!" sprach dann wol der blinde Maler mit Inbrust. „Er hat mir so viel Erbe vermacht, daß wir hier ohne Sorge leben können, und so werd' ich mit Gottes Hülfe auch wieder gesunden."

„Ihr mögt den gestorbenen Fugger immer segnen," versetzte Eleonore. „Er hat uns der Demüthigung überhoben, von dem Lebenden etwas annehmen zu müssen. Dünkt mich doch diese Erbschaft selbst eine Demüthigung."

„Geh' nicht zu weit in deinem Stolze, Lore. Auch Jakob Fugger hat es stets gut mit uns gemeint."

„Es mag sein; aber es ist mir unerträglich, von seiner

Gnade zu leben. Er ist ein Freund des stolzen Knaben, der mich zu Grunde gerichtet, und ich argwohne stets, Alles, was uns von Fugger kommt, fließt aus der Rentkammer des verbuhlten Fürsten, der jetzt durch Minnekunst und Gleißnerei die Frauen in Kastilien verführt. Und ich würde eher Hungers sterben, als die kleinste Gabe von Philipps Großmuth empfangen. Ihr wißt, ich liebte ihn, wie ich noch keinen Menschen liebte; Ihr wißt auch, ich hasse ihn, wie ich noch keinen Menschen haßte. Und deshalb mag ich nichts von der zweideutigen Freundschaft Jakob Fuggers wissen." —

„Gott heile mit gesunder Alpenluft dein Herz, wie meine Augen mit Alpenthau und Kräutersaft!" seufzte der Greis. —

Eines Nachmittags kam die Sennin schier athemlos die Berghalte heraufgerannt auf die Matte, wo Eleonore eben beschäftigt war, Heu zu machen, während ihr Vater sich, an einen Heuhaufen gelehnt, sonnte und alte Geschichten plauderte, unbekümmert, ob seine fleißige Tochter ihn anhörte oder nicht.

„Frau," keuchte die Sennin, „es kommen vier Männer den Berg herauf, zwei davon reiten auf Maulthieren, und davon ist einer ein Priester, der andere ein stattlich gekleideter, vornehmer Herr. Die andern beiden mögen die Diener sein; sie führen zwei bepackte Maulthiere, und der eine ist ganz schwarz im Gesicht und sieht aus wie — Gott steh' uns bei! — wie der — Teufel selbst. Ich habe sie ziemlich nahe gesehen und bin vom grauen Stock schnell über die Blümlismatte gesprungen, doch werden sie bald an der Hütte sein."

Eleonore war von dieser Nachricht betreten. Vergebens sann sie nach, wer es sein könne, wenn ihr dieser Besuch gelten sollte, vergebens suchte sie von der Sennin Näheres über das Aeußere der Männer zu erfragen. Einen

Augenblick dachte sie daran, sich vor ihnen zu verbergen und — wenn sie nach ihr fragen sollten — sich von der Sennin verläugnen zu lassen. Aber diese Schwäche war kaum über sie gekommen, als sie auch schon überwunden war; erfüllt von dem trotzigen Muthe vergangener Tage ging sie entschlossen und keck zur Hütte hinab, wo sie die Fremden bereits anlangen sah. Aber dieser Muth verwandelte sich plötzlich in ein Gefühl ganz anderer Art, als sie, nur noch in geringer Entfernung, in dem Priester den Pater Innocenz aus Antwerpen erkannte. In den Tagen ihrer größten Schmach hatte sie dieser Pfaffe auf die treuloseste Weise verlassen; sie hatte deshalb schlimme Drohungen gegen ihn ausgestoßen, wenn er es je wagen sollte, ihr wieder unter die Augen zu kommen. Fünf Jahre waren seitdem verflossen, aber der Groll über Innocenz' Verworfenheit trat so frisch und lebendig in ihre Seele, als seien kaum fünf Wochen seit seinem letzten Besuche bei ihr verflossen, und ihre Augen schossen wüthende Blicke auf den Gegenstand ihres Hasses. Eh' aber ihre zusammengepreßten Lippen Zeit fanden, ein stolzes Wort zu entsenden, wurden sie von einer unerwarteten Dazwischenkunft an der Entledigung des in ihrem Herzen aufkochenden Zorns verhindert. Pfeilschnell schoß ein Mensch ihr entgegen — sie sah, es war ein Neger — warf sich ihr zu Füßen und stieß, den Saum ihres Linnenrockes küssend, ein wildes Freudengeschrei aus. Mit Staunen sah sie Rony, den Diener ihres ersten Gemahls, vor sich. Das scharfe Auge des Afrikaners hatte ihre edle und herrliche Gestalt von fern erkannt, eh' er ihre entstellten Gesichtszüge und ärmliche Kleidung hatte unterscheiden können; oder er hatte vielmehr von Beiden nichts gesehen. Die ungeheuchelte, wahrhaft herzliche Freude in ihrer natürlich heftigen Aeußerung ergriff Leonoren mit solcher Rührung, daß dadurch ihrem Zorne der Stachel geraubt wurde. O

meine Frau, meine theure Frau!" rief Rony zu wiederholten Malen, „wie bin ich glücklich, Euch endlich wieder zu sehen! Aber nun, da wir Euch gefunden, sollt Ihr es wieder gut haben. Ihr seid nun wieder reich und angesehen wie erst; Ihr tragt nun wieder seidne Kleider und goldne Ketten, und ich bin wieder Euer treuer Diener."

„Faselst du, Rony?" fragte Eleonore. „Hat dir die Freude, mich wieder zu sehen, den Verstand verwirrt, daß du solche tolle und unmögliche Dinge schwatzest?"

„Er spricht die Wahrheit liebe Base, — ich bestätige sie," polterte der Pater Innocenz, der unterdessen hinzugekommen war, mit grinsender Katzengeschmeidigkeit und dem vertraulichsten Tone, gleichsam als hätten sie sich nur erst seit gestern gesehen und als wäre nie etwas Feindseliges zwischen ihnen vorgefallen.

Eleonorens Züge verfinsterten sich wieder, und ernst und würdig fragte sie mit gemessenen Worten: „Was wollt Ihr von mir, Pater Innocenz?"

„Euch zu Glanz und Reichthum zurückführen — und vor Allem — zur Rache an Euerm Todfeind — Euerm größten Beleidiger — an dem nichtswürdigen König Philipp von Kastilien."

„Ich versteh' Euch nicht," entgegnete Frau van der Voort mit einem verächtlichen Blick auf den Sprecher, „und Ihr seid wahrlich nicht der Mann, dem ich in irgend einer Sache Glauben zu schenken mich gedrungen fühle, geschweige in einer so fabelhaften und unerhörten, wie Ihr hier vor mir auskramt."

„O meine Frau, er spricht die Wahrheit!" rief Rony eifrig. „Glaubt es mir! Ich belüge Euch nicht. Ihr sollt Euch rächen an dem Könige, der Euch in's Elend stieß."

Ihre Augen funkelten wieder unheimlich, ihre bleichen Lippen bebten und kaum hörbar glitten die Worte über

sie: „Rächen an Philipp? — Wer sagt das?" fragte sie laut. „Wer bürgt mir, daß ich nicht getäuscht werde?"

„Ich sag' es, liebe Muhme — ich verbürge mich," stieß der Pater ruckweise hervor. „Aber hier ist noch ein wichtigerer Bürge — ein Gesandter des Königs von Aragonien an Euch, Base — ja der mächtige König Ferdinand schickt Euch einen eigenen Gesandten — es ist Don Hernandez de Villaquiran — ein kastilischer Grande. — Erkennt daraus, welch eine wichtige Person Ihr seid! — Der König läßt Euch einladen, nach Spanien zu kommen — dieser Senjor wird Euer Ehrenbegleiter sein — und ich werde als Euer geistlicher Beistand mit Euch reisen. — Wollt Ihr Gold? Don Hernandez wird es Euch im Namen des Königs überreichen — wollt Ihr prächtige Kleider — wollt Ihr Geschmeide — wollt Ihr Tand — Alles sollt Ihr haben, schöner, prächtiger, als Ihr es jemals besessen. — Und was Euch mehr werth ist — Ihr sollt die vollkommenste Rache an König Philipp haben, Ihr sollt allem Volke erzählen, wie er Euch verführt und elend gemacht — wie Donna Juana Euere Schönheit geschändet — wie er sie in Euerm Beisein geschlagen und mit Füßen getreten —"

„Das that er nicht."

„Ihr müßt es aber behaupten — Ihr müßt es ihm in's Gesicht schleudern; mit Füßen blutig getreten — sag' ich — und daß sie von dieser Behandlung den Verstand verloren hat. — Sie hat auf dem Boden liegend seine Knie wimmernd umklammert — und ihn um Liebe und Barmherzigkeit angefleht — und er hat sie angespieen und mit Fäusten in's Gesicht geschlagen, daß sie aus Nase und Mund geblutet — dann hat er sie getreten, wie einen Hund — ärger noch; so müßt Ihr sagen. Und die Kastilier werden ihn zum Teufel jagen. — Versteht Ihr —

das ist eine Rache — wie sie Euch nicht wieder geboten wird."

Eleonore stieß ein schadenfrohes, krampfhaftes Hohngelächter aus. „Teufel!" knirschte sie, „du hast mir da herrliche Dinge zugeflüstert. — Ich will mich dir ergeben. Ich will mich rächen an dem fürstlichen Buben. — Du weißt nicht, welch ein gräßlicher Rachedurst mich quält. Ich lechze nach seinem Blute."

„Ihr sollt es haben, Base. — Laßt Euch meine Worte von Don Hernandez bestätigen."

Dieser nahete der Frau jetzt mit dem förmlichen Wesen spanischritterlicher Galanterie und ließ ihr alle Höflichkeitsbezeigungen angedeihen, die in seinem Vaterlande eine adelige Dame von einem adeligen Herrn erwarten durfte. Auf Eleonoren machte dies Benehmen günstigen Eindruck; sie hatte seit ihrem Unglückstage die huldigenden Auszeichnungen von Seiten vornehmer Männer entbehren müssen, die sie erst in so unbeschränktem Maße genossen, und sie hätte kein Weib sein müssen, wenn nicht in ihrer Seele das Begehren danach geschlummert hätte, und wenn nicht jetzt die Stimme der Galanterie und Schmeichelei ihr Ohr und ihr Herz offen gefunden hätte.

„Edle Frau," sagte der Spanier, „ich geb' Euch nicht nur die Versicherung auf mein adeliges Ehrenwort — und es wird Euch nicht unbekannt geblieben sein, was einem spanischen Grande dieses gilt — sondern ich kann es Euch auch durch Brief und Siegel Sr. Majestät des Königs von Aragonien beweisen, daß man Euch dort gleich einer der ersten Edeldamen zu halten verspricht. Es steht ganz in Euerm Willen, ob Ihr unter die Zahl der Hofdamen der jungen Königin Germaine wirklich aufgenommen sein wollt. Der König sichert Euch außerdem einen beträchtlichen Jahrgehalt zu, und er verlangt dafür nichts weiter, als daß Ihr den kastilischen Ständen, und

wer sie sonst hören will, die Geschichte Eueres Mißgeschicks erzählen sollt."

„Und gerade diese Erzählung ist das Racheschwert — womit Ihr dem König Philipp die Krone vom Haupte schlagt —" fügte Pater Innocenz hinzu.

„Ein stattliches Maulthier," fuhr Hernandez fort, „trägt Euch von hier in unserer Gesellschaft nach Kastilien. Wir reisen durch Frankreich. Rony ist wieder Euer Diener. Ich habe ihn allein zu diesem Zweck in Antwerpen geworben. Zwei Kammerfrauen sollen zu Euerm Befehl sein. — Jayme," wandte er sich jetzt zu dem vierten Mann, welcher wirklich der Zigeuner, Karracha's zweiter Sohn und Hernandez' Bruder war, „Jayme, packe die Maulthiere ab und laß uns die Geschenke sehen, die ich der Senjora mitgebracht habe und sogleich überreichen werde."

Der Zigeuner führte den erhaltenen Befehl aus, und Eleonore verfolgte sein Geschäft mit glühenden Blicken, die sie zuweilen dem Spanier und ihrem ehemaligen Beichtvater zuwandte. Der Letztere umwedelte sie mit hündischen Schmeicheleien, aber obgleich sie ihn noch eben so tief verachtete, wie erst, so war ihr sein kriechendes Benehmen doch nicht mehr unangenehm. Sie war plötzlich umgewandelt. Innocenz hatte ihr Rache an Philipp und daneben wieder Glanz und Reichthum versprochen, und dieser Aussicht wegen war ihm Alles verziehen. — Nun wurden kostbare Gewänder und Decken vor ihr ausgebreitet, goldnes und silbernes Geschmeide aus den augsburger Werkstätten strahlte ihr entgegen; sie wühlte und musterte in den Schätzen und vergaß ganz die Entstellung ihres Gesichts. Entzücken malte sich in ihren Zügen, und sie sagte Alles zu, was die beiden Männer von ihr verlangten. Die Reise sollte sogleich angetreten werden. Sie lief also hinauf zu ihrem Vater, der immer noch im

Heuhaufen saß, und sagte: „Vater, ich muß Euch auf einige Zeit verlassen, zu unserm Glück, das wieder zu blühen beginnt. Wenn ich wiederkomme, will ich Euch Alles erzählen. Die Männer sind Bekannte von mir, die mir ein vortheilhaftes Anerbieten gemacht haben.“

„Wie, Lore?“ rief der Blinde erschrocken. „Du willst von mir gehen und mich allein auf der Alp zurücklassen? Wie ist dir das möglich? Wie kannst du's über dein kindliches Herz bringen? Und nicht einmal sagen willst du mir, wohin deine Reise geht?“

Vergebens berief sich der arme Greis auf ihr kindliches Herz. Stolz und Rachsucht hatten schon alle Stimmen desselben erstickt.

„Ich sag' Euch ja,“ rief sie ärgerlich, „daß Ihr Alles erfahren sollt, wenn ich zurückkomme. Ich gehe, einen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, und Ihr werdet Euch darüber freuen. Die Sennin wird Euch abwarten, wie ich selbst, und es Euch an nichts fehlen lassen.“

„Lore, Lore,“ weinte der Alte, „es ahnt mir, du gehst nicht auf guten Wegen und fürchtest meinen Tadel; deshalb verschweigst du mir, wohin du willst, und wer diese Männer sind. Gib Acht, Lore, du wirst mich nicht wieder finden, wenn du heimkommst, und du wirst bereuen, daß du mich verlassen hast. Die Welt verlockt dich auf's neue und wird dir keinen Segen bringen.“

„Lebt wohl! Ich bleibe nicht lange aus,“ log sie und entzog ihre Hand der seinigen, stürmte die steile Matte hinab und war bald wieder bei den Männern, die eben einen Imbiß nahmen. Eleonore dachte nicht einmal daran, ihrem Vater einen Becher Wein zu bringen; sie gab nur der Sennin hinsichtlich seiner einige Verhaltungsregeln. Dann ergötzte sie ihr Auge wieder an den Herrlichkeiten und schwelgte im Vorgenuß der Rache und des Zierprunks, die ihr in Aussicht gestellt waren.

Nach einer Stunde schon ritt sie heiter und scherzend inmitten der Männer den Berg hinab. Sie hatte ihrem Vater kein letztes Lebewohl gesagt. Alle Dämonen des Stolzes, der Glanzsucht und der Hoffart, die sie einst besessen, waren plötzlich aus dem fünfjährigen Schlummer erwacht, in welchen sie sie mühsam gewiegt, und der noch wildere und fürchterlichere Dämon der Rache hatte sich zu ihnen gesellt, und sie nahmen ihre ganze Seele in Beschlag; wie hätte eine edlere Regung oder das Gefühl einer heiligen Pflicht darin aufkommen können! Das Unglück bessert nur weiche, edle Seelen; den harten, granitnen Gemüthern entlocken seine Schläge Funken und Feuer, die die Welt in verderbliche Flammen zu setzen geschickt sind.

14.

Zusammenkunft der beiden Könige.

Die beiden an Schlauheit einander gleichen Hauptspieler in dem großen Intriguenstück in Spanien, König Ferdinand und Don Juan Manuel (denn König Philipp s c h i e n nur eine der Hauptpersonen, war es aber in der That nicht, sondern nur die Puppe, welche Manuel am Draht leitete), waren endlich durch eine langsame, geschäftig scheinende und mit einer schier lächerlichen Anzahl Briefe und Botschaften betriebene Verhandlung dahin gelangt, daß die beiden Könige eine persönliche Zusammenkunft haben sollten. Ferdinand hatte unabweisbar darauf bestanden, und Manuel durfte nicht länger ausweichen, wollte er nicht seine und seines Königs Sache bei Adel und Ständen bloßstellen. Denn schon hatten sich unglück-

prophezeiende Spuren von Eifersucht und Haß zwischen den flandrischen und kastilischen Edelleuten in der Nähe des Königs gezeigt, und der sich einander so schroff entgegengesetzte Charakter beider Völker hatte bereits Reibungen erzeugt, die leicht bei einer Veranlassung Flammen hervorrufen konnten. Namentlich wurde die Bevorzugung der Flandrer bei jeder Gelegenheit den Kastiliern unerträglich.

Der König von Aragonien hoffte von einer persönlichen Unterredung mit seinem Schwiegersohne Alles für sich. Er kannte sowol seine geistigen Mittel, als Philipps lenkbaren und leichten Sinn zu gut, der alle ernsten Regierungsgeschäfte scheute, als daß er nicht fest auf einer solchen Zusammenkunft hätte bestehen sollen; aber er wußte nicht, wie trefflich Don Manuel seinen Schüler unterrichtet, und welche Riesenfortschritte dieser gemacht hatte.

Man kam überein, einen Platz zwischen Leon und Puebla de Senabria und näher dem letztern Orte zum Zusammenkunftsorte zu bestimmen. Es war dieses eine Ebene mit einem Meierhofe, Remessal genannt, in dessen Nähe sich ein kleiner Eichenhain befand. Am Rande desselben lag eine kleine zu dem Meierhofe gehörige Einsiedelei, die fast von allen Seiten gesehen werden konnte. In diesem Häuschen wollten sich die Könige mit einander besprechen. Nun verbreitete sich in Puebla de Senabria an Philipps Hofe das Gerücht, der König Ferdinand stehe im Begriff, eine beträchtliche Streitmacht in Aragonien und Katalonien auszuheben, auch stelle der Herzog von Alva seine Anhänger und Lehnsträger in Leon auf. Manuel fand es also für nöthig, sich auf jeden Fall vorzusehen, und es wurden deshalb zu der Zusammenkunft von kastilischer Seite große Vorkehrungen getroffen.

Man war eben damit beschäftigt, als Manuel eines Morgens beim König eintrat. „Ich habe einen kleinen,

aber guten Fang in dieser Nacht gemacht," sagte er. „Ew. Majestät weiß, daß ich die Oberhofmeisterin der Königin stets im Verdacht gehabt, als konspirire sie abermals heimlich mit der aragonischen Partei. Auch kann ich Ew. Majestät nicht verhehlen, daß sich bereits in Neukastilien Bewegungen unter dem Adel gezeigt haben zu Gunsten der Königin. Man will dort sichere Nachrichten haben, Donna Juana werde von Euch in unwürdiger und harter Lage gehalten; sie müsse von Euch und ihrer flandrischen Umgebung Mißhandlungen erdulden, und es sei Pflicht jedes kastilischen Edelmannes, sie, als ihre rechtmäßige und angestammte Königin, aus Euern Händen zu befreien. Diese Dinge können nur von der Donna d'Ulloa ausgehen —"

„Jagt den alten Drachen fort! Schickt die Närrin dem König Ferdinand!" rief Philipp unwillig.

„Damit würden wir nichts bessern, Majestät; denn dann würde das Weib erst recht zu schreien beginnen und Euch halb Kastilien auf den Hals hetzen. Ihr wißt, je lauter Einer schreit und lärmt, desto mehr glaubt man ihm, und wenn einem Schreier gar Gewalt geschehen ist — auch nur scheinbar — so glaubt man ihm doppelt und dreifach. Sobald Donna Francesca öffentlich gegen uns aufträte und zwar als Märtyrin für die Königin, würde sie eine höchst gefährliche Feindin für Euch werden. Nein, nein, wir müssen sie mit dem sanftesten Fliegenwedel behandeln und alles aragonische Geschmeis, das Honig und Gift von dieser alten Blume zu holen kommt, von ihr abhalten. Ich habe deshalb immer ein scharfes Auge auf sie gehabt und bin endlich zu einer Entdeckung gelangt."

„Hat sie wieder eine Verschwörung gegen mich angezettelt, so lass' ich sie so lange einsperren, bis ich alleiniger König bin und mein Schwiegervater über die Grenze ist."

„Sie ist vorsichtiger gewesen. Man hat schon einige

Male ein Bürschchen in Bauerntracht bei ihr gesehen, das ihr Früchte zuträgt. Gestern begegnet diesem verschmitzten Gesicht ein Edelknabe des Marquis von Villena und erkennt in ihm einen Pagen des Königs Ferdinand."

„Ha, dacht' ich's doch!" rief Philipp ärgerlich lachend. „Habt Ihr ihn aufgreifen und untersuchen lassen? Habt Ihr etwas bei ihm gefunden? Laßt ihn ausstäuben und schickt ihn mit solchem Denkzettel seinem Herrn zurück."

„Wir würden damit nichts gewinnen. Der Bube hat sich äußerst schlau und gewandt benommen. Der Edelknabe des Marquis redete ihn als einen Bekannten mit dem Namen an —"

„Wie heißt er?"

„Inigo Loyola; so sagt der Edelknabe Alvaro Quevara. Nach des Letztern Aussage sind sie Beide Basken; Quevara ist aus Viscaya, Loyola aus Guipuzcoa. Sie haben sich Beide gut gekannt und lose Streiche zusammen ausgeführt. Aber der Page spielte seine Rolle gut; keine Miene seines Gesichts verzog sich, er behauptete, Quevara nicht zu kennen; er sei ein Pächterssohn, drei Leguas von hier, und verkaufe den Hofdamen Früchte. Der Edelknabe kam in Verlegenheit, aber er kannte den Loyola zu genau, besonders an einer kleinen Warze über der linken Augenbraue. Seinerseits machte er nun wieder den verschmitzten Pagen sicher und sagte treuherzig, er sehe wohl, daß er sich geirrt und reichte dem angeblichen Bauernburschen ein kleines Geldgeschenk, welches dieser mit wortreicher Dankbarkeit annahm. Quevara meldete die Sache aber seinem Herrn, und der Marquis setzte mich in Kenntniß. Ich ließ den Burschen beobachten und brachte durch unsere verschmitzte Verbündete, die schwarze Matty, heraus, daß er im Gemache der Oberhofmeisterin zugebracht und in der Nacht eine Unterredung mit der Königin gehabt hat, die Matty an der Thür belauschte. Loyola hat der Königin

keine geringern Anträge gemacht, als sie heimlich zu ihrem Vater zu bringen, d. h. zu entführen. Sie hat es aber aus Liebe zu Euch bestimmt abgelehnt. Ich ließ ihn festnehmen; aber er läugnete mit der größten Dreistigkeit Alles. Nie hab' ich ein durchtriebeneres Gesicht gesehen. Unterdessen hat aber Quevara noch zwei andere junge Edelleute, ebenfalls Basken, aufgetrieben, die den Loyola auch kennen und ihn im aragonischen Hofstaate mehrmals gesehen haben. Ja zufällig ist gestern Abend der Sohn des verstorbenen Admirals Colon*) hier angekommen, Namens Diego, um sich der Gnade Ew. Majestät zu empfehlen, und dieser war ebenfalls Page des Königs Ferdinand."

„Bringt mir den schlauen Bauerjungen und haltet auch die andern bereit, um ihn zu überführen, falls er läugnet."

Nach einer Viertelstunde wurde ein stämmiger, geschmeidiger Bursche in galicischer Bauerntracht mit äußerst klugen, aber frechen Augen und höchst ausdrucksvollen Gesichtszügen in das Zimmer des Königs geführt. Don Manuel begleitete ihn.

„Wie heißt du?" fragte ihn der König.

„Juan Bravo."

„Woher bist du?"

„Aus Fuentahermosa, einem kleinen Dorfe in Galicien, drei Leguas von hier. Dort ist mein Vater ein armer Pächter."

„Und doch kann er die baskische Mundart nicht verläugnen, so sehr er sich auch bemüht," bemerkte Manuel.

„Mein Vater ist ein Baske," sagte der Bursche keck; „er hat sich nach Galicien verheirathet."

„Wie alt bist du?"

„Funfzehn Jahre."

---

*) Spanische Benennung Colombo's.

„Was bewog dich, in einem Zimmer der Donna Francesca d'Ulloa zu schlafen?"

„Diese hohe Dame ist meine Gönnerin, weil ich ihr immer die schönsten Früchte bringe. Sie weiß, daß ich arm bin, und sie wollte mir eine Ausgabe ersparen."

„Du hättest doch noch nach Hause gehen können."

„Es war spät, und Donna d'Ulloa gab mir zu essen. Ich mußte lange darauf warten und heute wollte ich einige kleine Einkäufe für meine Mutter machen." Das Alles sprach der Bursche mit der größten Treuherzigkeit.

„Ich weiß aber," donnerte ihn jetzt der König plötzlich an, „daß du Inigo Loyola heißt, aus Guipuzcoa gebürtig und ein Page des Königs von Aragonien bist, sowie daß du in der vorigen Nacht die Königin hast beschwatzen wollen, mit dir zu ihrem Vater zu fliehen."

Nicht das leiseste Zucken, kein Farbenwechsel war im Gesicht des Burschen bemerkbar. „Wär' ich's doch!" versetzte er ruhig und gleichgültig. Der König winkte, und vier junge Leute traten herein. Ein hoher schlanker Jüngling ging auf den Gefangenen los und sagte: „Ei, Inigo, macht Ihr hier auch Euere Streiche? Fürwahr Ihr haltet etwas auf den Ruhm, der verwegenste von allen Pagen des Königs Ferdinand zu sein. — Ich bin Diego Colon, der Sohn des verstorbenen Admirals," wandte sich der Sprecher an den König, „und mit Loyola zugleich Page am aragonischen Hofe. Wir waren über ein Jahr Stubengenossen, aber ich konnte seinen Listen nichts entgegensetzen."

Die andern Drei erkannten den Gefangenen ebenfalls für den jüngsten Sohn eines Edelmannes in der Provinz Guipuzcoa.

„Nun ja, ich bin's," sagte dieser endlich mit derselben Ruhe, als er sah, daß Läugnen nichts mehr half. „Was ist's weiter?"

„Was hast du hier und bei Donna d'Ulloa und der Königin zu schaffen?“ fragte der König zornig.

„Mich trieb die Sehnsucht hierher, meine angestammte Königin zu sehen und zu verehren.“

„Du lügst abermals. Du bist ein Bote des Königs Ferdinand, um die Königin zu entführen.“

„Ich bin es nicht. Mein Vater lehrte mich Ehrfurcht vor meinem König. Donna Juana ist mein König. Es ließ mir nicht Ruhe; ich mußte sie sehen. Ist das ein Verbrechen?“

„Warum kamst du in dieser Verkleidung?“

„Wär' ich als Page gekommen, wär' es mir noch schlimmer ergangen. Ich habe die Königin gesehen und bin glücklich. Mögt Ihr nun mit mir machen, was Ihr wollt. — Wenn ich der Königin versprach, sie zu ihrem Vater zu führen, wollte ich ihrem Herzen eine Ritterpflicht erweisen. Ich würde mein Leben für sie hingeben, wenn es ihr nützt.“

In diesem Augenblick trat die Königin hastig ein. Sie war in ihr altes, dunkles, unschimmerndes Kleid gekleidet, das man sie nie vermögen konnte abzulegen. Loyola warf sich vor ihr nieder. Die andern jungen Edelleute beugten das Knie. Juana umarmte ihren Gemahl mit rührender Zärtlichkeit, und ihr Auge haftete mit jenem süßen flammenden Ausdruck leidenschaftlicher Liebe auf seiner reizenden Gestalt, der sich stets darin zeigte, wenn sie ihn sah. „Thu' ihm nichts zu Leide, Philipp!“ bat sie rührend, „er ist so ein artiges Kind. Thu' ihm nichts, ich beschwöre dich bei meiner Liebe!“

„Er hat Euch Briefe von Euerm Vater gebracht, Juana,“ sagte der König mit einer Strenge, die von ihrem kindlich rührenden Tone stark abstach.

„Nein, nein, Philipp; er hat mir nichts gebracht. Er hat nur meinen Rock geküßt. O mein geliebtes Herz,

laß dich erbitten!" Und sie sank in die Knie und hielt ihn umarmt.

„Welch ein unwürdiges Benehmen!" rief der König mit Verdruß. „Ihr seid strafbar, hinter meinem Rücken solche Besuche anzunehmen. Stets redet Ihr von Euerer Liebe zu mir, und stets thut Ihr Dinge, die sich schlecht mit solcher Liebe vertragen."

„O zürne mir nicht! Zürne mir nicht, geliebter Gatte!" Und sie drückte leidenschaftliche Küsse auf seine Hände.

„Geht!" herrschte ihr der schöne und kaltsinnige Gegenstand dieser Zärtlichkeit zu. „Euer Schützling soll frei sein." Und zu Loyola gewandt: „Du hast es in der Schule, in der du aufgewachsen bist, schon weit gebracht. Fahre nur fort und du wirst die spanische Kunst zu Ehren bringen*). Geh' und sag' deinem Lehrmeister, ich verachte diese Kunst und deutsche Treue werde dennoch über sie siegen." Loyola entfernte sich.

Die Königin wurde hinweggeführt, die Andern verabschiedet, und Diego Colombo überbrachte dem Könige seines Vaters letzte Grüße und Ehrfurchtsbezeigung. Philipp unterhielt sich lange mit dem jungen verständigen Manne und versprach ihm, daß alle Würden, Ehren und Besitzthümer, auf die sein Vater vollgültigen Anspruch gehabt, auf ihn übergehen sollten. —

Manuel sprach nach diesem Vorfall gegen den König die Besorgniß aus, es möchte wol Ferdinands Plan sein, die Königin Juana — und vielleicht gerade während der Zusammenkunft und Unterredung — rauben zu lassen, und der Herzog von Alva dürfte gerade zu diesem Zwecke

*) Es ist weltbekannt, daß Inigo Loyola seinen Lehrmeister Ferdinand in der Ausübung der spanischen Kunst noch weit übertraf, als er dreißig Jahre später Stifter des Jesuitenordens wurde.

seine Anhänger versammelt haben. Es lag viel Wahrscheinliches in diesem Argwohn, und gewiß wäre Philipps Königsrolle schnell ausgespielt gewesen, wenn Juana in ihres Vaters Hände gekommen wäre. Die Königin wurde also mit starken Schutzwachen umgeben und eine ganze Reiterschar zu ihrer Hut beordert.

Der zur Zusammenkunft festgesetzte Tag erschien endlich — es war der dreiundzwanzigste Juni — und auf sehr verschiedene Weise naheten die beiden Könige dem Platze. Philipp zog heran, als wolle er seinem Schwiegervater die kastilische Krone in einer Schlacht abgewinnen. Voraus kamen die wohlgerüsteten deutschen Speermänner in Schlachtordnung; dann die glänzenden Reiterscharen der kastilischen Ritterschaft mit ihrem großen bewaffneten Gefolge. Diesen folgte der junge König auf seinem Streitrosse, umringt von seinen bewaffneten Günstlingen flandrischen und kastilischen Bluts und seiner prächtigen Leibwache; die Nachhut endlich bestand aus einer langen Reihe Bogenschützen und leichten Reiterei des Landes.

In Betracht der verlassenen und hülflosen Lage Ferdinands erschien dieser kriegerische Aufzug fast komisch. In der That ritt der König von Aragonien dagegen einfach in einem kurzen schwarzen Rocke und mit der Landesmütze bekleidet auf einem Maulthiere in der Mitte von ohngefähr zweihundert aragonischen und neapolitanischen Edelleuten, von denen die meisten auch nur auf Maulthieren saßen. Weder der König noch einer seiner Begleiter war weiter bewaffnet, als mit dem gewöhnlichen Schwerte. Kein Schießgewehr ward auf seiner Seite gesehen. Es war ein Häuflein, das kaum Widerstand gegen einen Angriff hätte leisten können. In diesem einfachen Auftreten lag ein Triumph des überlegenen Geistes, und die kastilischen Granden fühlten dies nicht ohne Beschämung. Es war

damit die Behauptung ausgesprochen: der König vertraue der Würde seiner Person, dem Ruhme seiner Regierung und dem Edelmuthe des kastilischen Adels, der sie anerkennen und schätzen müsse. Und in der That grüßten sämmtliche kastilische Ritter ihren ehemaligen König mit den Zeichen tiefster Ehrfurcht. Er redete Einzelne auf seine gewöhnliche herablassende und anmuthige Weise an und rief ihnen manches launige Scherzwort zu, das sie in Verlegenheit setzte. Es war Mancher darunter, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte. Und doch hatte Ferdinand kurz vorher auf dieser Reise die ärgste Demüthigung erfahren; auf Befehl des Marquis von Astorga und des Grafen von Benavente war ihn der Eintritt in diese Städte ausdrücklich verweigert worden; ja diese kastilischen Herren hatten eine Bekanntmachung erlassen, wodurch jedem ihrer Lehnsmannen verboten wurde, den aragonischen Anhängern Ferdinands weder Hülfe zu leisten, noch sie zu beherbergen.

Ferdinand ließ lächelnd den ganzen Heereszug an sich vorüber passiren. Endlich nahete Philipp; seine Züge zeigten eine ängstliche und verlegene Gespanntheit, während über die Ferdinands ein anmuthiges Lächeln schwebte. Man sah wol auf den ersten Blick, welcher von Beiden der Meister in der schweren Königskunst war. Sie begrüßten sich gegenseitig sehr höflich und stiegen ab; dann lud Ferdinand seinen Schwiegersohn mit den höflichsten Worten ein, mit ihm in die nahe Einsiedelei zu treten. Sie gingen nebeneinander, und an der Thüre wollte Ferdinand Philipp gleichsam als seinen Gast in Spanien den Vortritt überlassen, doch dieser nahm die Ehrenbezeigung nicht an, und der ältere König trat würdevoll zuerst ein. Dem Könige von Kastilien folgte allein Don Juan Manuel, dem von Aragonien nur der Erzbischof von Toledo. Sobald sich alle Vier im engen Raume der Einsiedelei befanden, wandte sich Ximenes mit dem ganzen Gewicht und Ansehen seiner

Persönlichkeit und seiner hohen priesterlichen Würde, denen nicht zu widerstehen war, an Philipps Günstling: „Monsenjor, Euere Einsicht wird so gut begreifen, wie die meinige, daß es für uns Beide nicht schicklich ist, uns in die persönlichen Angelegenheiten unserer Gebieter einzudrängen, und was deshalb der Anstand von uns fordert —" Mit diesen Worten ergriff der gewaltige Greis Manuels Arm, führte ihn vor die Thür und schloß diese ruhig hinter ihm zu. „Ich will zum Thürhüter dienen," sagte er dann fein lächelnd, „und wenn die Könige von Kastilien und Aragonien da drinnen verhandeln, so kommt wol dem Erzbischof von Toledo und keinem Andern dieses Amt zu."

Der schlaue Manuel war verblüfft; er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und sah nun mit ängstlicher Erwartung dem Ausgange des merkwürdigen Zwiegesprächs entgegen. Er traute Philipps Festigkeit nicht. Doch er hätte keine Besorgniß zu hegen gebraucht; Philipp war fest in seiner Rolle, und sein Ehrgeiz machte ihn unbesiegbar.

Nun waren wenige Tage zuvor Nachrichten aus Neapel an Ferdinands Hofe eingelaufen, welche die Gährung dort so gefährlich schilderten, daß ein allgemeiner Aufstand zu befürchten war und nichts nothwendiger erschien, als des Königs persönliche Anwesenheit, um die Flamme in der Geburt zu ersticken. Ferdinand war dadurch in eine verzweifelte Lage versetzt. Kastilien war von ihm abgefallen; Neapel drohete den Abfall, ebenfalls zu Philipps Gunsten; ja wer bürgte dafür, daß nicht der „große Feldherr" Gonsalvo selbst sich zum König von Neapel erhob? Es gehörte die ganze unübertreffliche Meisterschaft seiner Kunst für Ferdinand dazu, seine Unruhe und Bitterkeit unter der glatten, ruhigen, lächelnden Oberfläche zu verbergen, die er zur Schau trug.

„Ihr habt mich lange auf Euern Anblick warten lassen,

mein Sohn," redete Ferdinand zuerst, „und nun habt Ihr mich gezwungen, mit Euch in einer Weise zusammenzutreffen, die sehr verschieden ist von der, die ich, auf die heiligsten Verträge gestützt, von Euch hoffte und erwartete. Statt daß wir in Friede und Freundschaft dieses Land zusammen beherrschen sollten, stehen wir uns gleichsam als Feinde gegenüber. Ihr zieht mit Tausenden bewaffneter Leute heran; allein ich hege keine Feindschaft gegen Euch und liebe dieses Land viel zu aufrichtig und innig (denn ich bin in Spanien geboren und aufgewachsen) um darein zu willigen, daß es mit dem Blute seiner Kinder getränkt werde. Auch habe ich die Hoffnung noch nicht fahren lassen, Ihr werdet besserer Einsicht Raum geben und Euer wahres Heil, sowie das Kastiliens bedenkend, zu Euerer Pflicht zurückkehren."

„Ich kenne mein und meines Königreichs wahres Heil nur zu gut," entgegnete Philipp, „als daß ich in eine Doppelherrschaft willigen könnte, die mir und dem Lande verderblich sein müßte. In Kastilien kann nur ein König herrschen, wenn Segen aus der Herrschaft sprießen soll, und dieser König bin ich!"

„Ihr habt den Vertrag von Salamanka, der uns Beiden das gemeinschaftliche Regiment zusichert, unterschrieben und untersiegelt, wie ich selbst, und schon Euerer königlichen Ehre wegen dürft Ihr nicht wortbrüchig werden. Bedenkt, was Euch bevorsteht, wenn Euere erste Handlung auf kastilischem Boden ein schändlicher Treu- und Wortbruch ist! Daraus könnte Euch nimmer Gutes erwachsen."

„Als ich den Vertrag von Salamanka mit Euch abschließen ließ und unterschrieb, zwang mich die Noth dazu; denn Ihr hattet mich dadurch überlistet, daß Ihr mir durch Euere Vermählung mit Germaine von Foix meinen Bundesgenossen, den König von Frankreich, abspenstig gemacht. Was man aber von der äußersten Noth gezwungen thut,

hat keine bindende Kraft, und wenn ich den mir schädlichen und mich demüthigenden Vertrag jetzt nicht anerkenne, so bin ich weder wortbrüchig, noch treulos, sondern handle nur nach den Grundsätzen der Staatskunst, die Ihr täglich befolgt, und in welcher Ihr es zur weltberühmten Meisterschaft gebracht habt. Ich thue nicht ein Haar anders wie Ihr hinsichtlich Neapels, das Ihr ja auch, durch die heiligsten Verträge gebunden, zur Hälfte an den König Ludwig überlassen und nachher doch ganz nahmt; und Euch hatte keine Noth zu jenen Verträgen getrieben wie mich. Euch selbst aber erwachsen jetzt die bittern Früchte Euerer eigenen Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit. Wer war es denn, der mich vor vier Jahren beauftragte, mit diesem Könige von Frankreich einen neuen Vertrag über Neapel und Frieden abzuschließen und mir auf Hostie und Meßbuch schwur, diesen Friedensakt gut zu heißen, und wer war es wiederum, der mich vor diesem Könige von Frankreich bloßstellte wie einen Schulknaben? Glaubt Ihr, ich könne je die Schande vergessen, die Ihr mir angethan?"

„Ihr waret über Euere Vollmacht hinausgegangen; Ihr hattet unbesonnen abgeschlossen," sagte Ferdinand mit verbissenem Aerger, aber immer lächelnd.

„Es ist nicht wahr. Ich hatte ganz Euern mündlichen und schriftlichen Aufträgen gemäß gesprochen und gehandelt!" rief Philipp heftig.

„Ihr hattet Euch vom König Ludwig umgarnen lassen und hieltet mehr zu ihm, als zu mir."

„Und nun wollt Ihr mich glauben machen, ich hätt' Euch dadurch zum Bund mit Frankreich und zur zweiten Vermählung getrieben. In der That, Ihr seht mich immer wie einen Knaben an; denn nur einem Kinde mögt Ihr dergleichen weiß machen. Nein, Ihr habt Euch mit jenem Könige, mit dem Ihr erst Neapel theiltet, auf welches keiner ein wahres Recht hatte, mit dem Ihr dann aus

Eigennutz hadertet, einen langen und blutigen Krieg führtet — Ihr habt Euch mit ihm verbunden, um ihn, meinen Bundesgenossen, mir abspenstig zu machen; Ihr habt Germaine von Foix gefreit, um mir die Krone von Kastilien zu entreißen, die nicht Euch, sondern mir von Gott und Rechtswegen gebührt."

„Ich bin Statthalter von Kastilien nach dem Testamente seiner verstorbenen Königin, und ich habe aus Liebe und Gutmüthigkeit Euch die Hälfte des Regiments abgetreten, aus dem Ihr mich nun ganz verdrängen wollt. Ist das der Dank, den Ihr dem Andenken der großen Isabella und mir schuldig seid?"

„Sprecht nicht von diesem Testamente; sprecht nicht von Dankbarkeit, dem Andenken Isabella's schuldig! Jedermann weiß, wie die Königin zu den mir feindseligen Punkten des Testaments beredet worden ist. Sie konnte nicht mehr in dieser Weise über die Regierung Kastiliens verfügen; denn ich war von ihr, von Euch, von den Kortes als ihr Nachfolger feierlich anerkannt, und mein Recht auf die Krone stand fest. Und wie dankbar Ihr das Andenken Euerer ersten Gemahlin ehrt, habt Ihr zur Genüge durch Euere zweite Vermählung bewiesen, der Ihr doch nöthiger hättet, dankbar gegen ihr Andenken zu sein, als ich. Ist nicht ganz Kastilien entrüstet über Euere Dankbarkeit? Doch das ist Euere Sache; die meinige: auf meinem guten Rechte zu bestehen und weder das Testament, noch den Vertrag von Salamanka als für mich bindend anzuerkennen; denn das Testament ist aus einer gehässigen Gesinnung gegen mich, die man der Königin eingeflößt, hervorgegangen — der Vertrag von mir aus Noth abgeschlossen worden."

„Niemand brauchte Isabellen gegen Euch einzunehmen, Ihr habt es selbst gethan durch Euere Aufführung!" sagte Ferdinand mit kalter, boshafter Berechnung.

„Darf Ew. Majestät mir deshalb Vorwürfe machen? Seid Ihr etwa der schönen und geistreichen Isabella treu geblieben? Habt Ihr nicht vier natürliche Kinder anerkannt, jedes von einer andern Mutter? Und Isabella war die schönste und geistreichste Dame Kastiliens und Euere Ehe mit ihr ein Herzensbund. Was dagegen Euere Tochter Juana und meine Ehe mit ihr ist, wißt Ihr so gut, wie ich selbst.“

„Ihr vergeßt Euch! Ihr sprecht mit Euerm Vater.“

„Der König von Kastilien spricht mit dem Könige von Aragonien.“

„Wolan denn! Es handelt sich jetzt allein darum, den Vertrag von Salamanka anzuerkennen. Euer eigener Vortheil erheischt es, mich an der Regierung theilnehmen zu lassen.“

„Ich weiß besser, was mein Vortheil erheischt. Die Großmeisterschaft der drei Kriegerorden*) mit ihren Einkünften gesteh' ich Euch zu und die Einkünfte, welche Euch Isabella's Testament zusichert. Nichts weiter, bei allen Heiligen, nichts weiter!“

„Wollt Ihr leichtsinnig einen Bürgerkrieg in Spanien hervorrufen?“

„Kastilien ist auf meiner Seite; Ihr habt gesehen, ich bin wohlgerüstet. Wollt Ihr Krieg anfangen auf Euer Scheinrecht hin, die Verantwortlichkeit auf Euer Haupt! Wollt Ihr Euch auf den König von Frankreich verlassen? Ihr wißt am besten, welch ein zweideutiger Bundesgenoß er ist. Frankreich liegt zwischen meinen Niederlanden und Kastilien, und der römische König ist mein Vater.“

„Noch einmal ermahne ich Euch väterlich, nicht bei Euerm Starrsinn zu beharren; Ihr möchtet es später bitter bereuen!“

---

*) St. Jago, Kalatrava und Alkantara.

„Spart Euere Ermahnungen wie Euere Drohungen. Ich weiche nicht ein Haar breit von meinem Recht. Ich bin König von Kastilien, und niemals, so lang ich lebe, gestatte ich Euch den geringsten Antheil am Regiment.“

„So haben wir nichts weiter mit einander zu reden.“ Ferdinand machte eine verabschiedende Bewegung mit der Hand, und Philipp schritt rasch nach der Thüre und rief dem Erzbischof zu, zu öffnen. So wenig gegenseitiges Vertrauen herrschte zwischen den beiden Königen, daß nicht einmal einer Zusammenkunft Juana's, die doch die Hauptperson war, mit ihrem Vater, der sie so sehr zu sehen wünschte, in der ganzen Unterredung Erwähnung geschehen war.

Philipp zog nach Puebla de Senabria, Ferdinand nach Astorga zurück, wo ihn der Marquis auf Philipps Befehl aufnehmen mußte.

15.

König Ferdinands Niederlage.

König Ferdinand schritt mit dem Erzbischof Ximenes im Zimmer auf und ab.

„Ew. Majestät verlangt meinen Rath,“ sagte der mächtige, charakterstarke Priester, „und ich gebe ihn mit der alten unwandelbaren Treue. Hier wird scheinbares Unterliegen zum waren Siege führen. Ueberlaßt ihm jetzt die Krone ganz, und in kurzer Zeit wird sie Euch ganz zufallen, ohne Krieg, ohne Anstrengung; sie wird in Euern Schoß fallen wie eine reife Frucht.“

„Ein gefährliches Spiel,“ versetzte der König bedenklich. „Es könnte uns betrügen.“

„Ich täusche mich nicht, Majestät. Ich kenne die Kastilier, ich kenne auch Don Philipp nun zur Genüge. Sein Leichtsinn, seine Vergnügungssucht fliehen alle Geschäfte; Don Manuel ist Regent, und schon fängt dieser an, seine Privatzwecke zu verfolgen. Schon murren die von ihm gehaßten Familien. Aber damit noch lange nicht genug. Philipp will nichts als Geld verschwenden und verschwendet mit unerhörter Willkür die Einkünfte der Krone für sich und seine Günstlinge und das sind zumeist flandrische Edelleute. Diesen hat er alle Ehrenämter, unermeßliche Einkünfte, Städte und Schlösser versprochen. Das Alles wird noch weit schlimmer werden, wenn ihm die kastilische Königskrone unbestritten gehört. Dann werden die flandrischen Edelleute die ersten Würden und Ehrenämter, die besten Einkünfte in Kastilien besitzen und neben ihnen nur die wenigen von Don Manuel begünstigten Eingebornen. Philipp wird nie Sitte und Charakter der Kastilier kennen und schätzen lernen. Er und seine Lieblinge wollen flandrische Unzucht in diesen Bergen einführen. Das wird die Kastilier mit Unlust, Unzufriedenheit erfüllen. Aber er wird ihnen endlich nicht halten, nicht halten können, was er ihnen versprochen. Er wird ihre Privilegien nicht wieder erneuern und sich zum Schattenkönig herabwürdigen. Und wenn er so unklug wäre, die Räthe seines Vaters würden es nicht zugeben. Denn es ist so gut Maximilians kluge und zeitgemäße Aufgabe, den stolzen Adel zu demüthigen, wie es die Euerige war. Er hat es im deutschen Reiche schon weit damit gebracht und wird wahrlich in Kastilien Euere guten Vorarbeiten nicht muthwillig vernichten. Da seht Ihr: der kastilische Adel wird nichts vom jungen Könige gewinnen und sich getäuscht sehen; Philipp wird sich den Ständen durch Willkür, dem sittenstrengen Adel durch Leichtfertigkeit, dem Volke durch Unehrerbietigkeit vor

Glauben und Religion verhaßt machen; denn er geht damit um, das Glaubensgericht aufzuheben. Bald werden alle Flandrer und Burgunder sammt ihrem Herzog hier mit Wuth und Haß betrachtet werden, wie einst die Franzosen in Sicilien, und es kann ihnen auch hier die Vesperglocke läuten. Und das Ende des Liedes wird sein, daß man Ew. Majestät die Krone zu übernehmen anfleht und Diejenigen demüthig zu Kreuze kriechen, die jetzt Euere ärgsten Widersacher sind."

„Euer Bild ist lebendig und wahr. Ich werde Euern Rath befolgen."

„Was bleibt Ew. Majestät jetzt auch weiter übrig? In Neapel droht Aufstand; er würde sogleich zu Philipps Gunsten ausbrechen, wenn Ihr Krieg gegen ihn begännet. Ihr habt jetzt keine Anhänger in Kastilien. Die Mauren in Granada würden sich sogleich gegen Euch, als ihren Unterdrücker, erheben. Wie schnell würde jener Prinz Alnayar, der bedeutungsvoll Don Alfonzo de Granada heißt, an ihrer Spitze stehen! Die Niederlande haben ungeheuere Hülfsquellen, und sie würden sie erschöpfen, wenn es gälte, die Ehre ihres Herzogs als Königs von Kastilien zu retten. König Maximilian war noch nie so mächtig, als jetzt; er ist mit dem Papst sehr befreundet und geht damit um, sich die Kaiserkrone in Rom aufsetzen zu lassen. Frankreich würde Euch nichts helfen; seine Freundschaft ist zweideutig. Ihr müßt also nachgeben, und es ist besser, Ihr gebt mit vollen Händen, um bald mit vollen Händen wieder zu empfangen. — Habt Ihr noch keine Nachricht über die flandrische Frau, die die Geisteszerrüttung der Donna Juana veranlaßt hat?"

„Sie ist aufgefunden, und Don Hernandez de Villaquiran wird sie hierher bringen."

„Das wird von großem Vortheil für Euere Sache sein. Ja sie allein kann Euch schon die Regentschaft von

Kastilien wieder erwerben. Sie soll öffentlich reden, und schon sorgen Philipp und Manuel dafür, daß sie willige Ohren bei Adel und Ständen findet."

„So mögt Ihr denn in Gottes Namen mit Philipp abschließen. Gesteht ihm zu, was er fordert. Ich will nach Neapel, um Ruhe zu stiften; dann will ich mich mit dem Könige von Frankreich besprechen, um zu hören, wie groß die Hülfe sein wird, die er mir gewähren kann. Wenn die flandrische Sünderin kommt, so thut mit ihr, was Euch gut dünkt."

„Und so hoff' ich Ew. Majestät bald als Regenten von Kastilien zu begrüßen." —

In Folge des erhaltenen Auftrags begab sich der Erzbischof an Philipps Hof nach Puebla und willigte in die Uebereinkunft auf den vom Könige von Kastilien vorgeschlagenen Grundlagen. Das Geschäft war bald abgethan; denn bereits am siebenundzwanzigsten Juni unterzeichnete und beschwor König Ferdinand feierlich den Vertrag, durch den er die ganze Oberherrschaft Kastiliens an Philipp und Juana abtrat, sich selbst aber nur die Großmeisterschaften der drei Kriegerorden und die ihm von der verstorbenen Königin testirten Einkünfte vorbehielt.

Aber Philipp zeigte sich damit noch nicht zufrieden gestellt. Die Gerüchte, daß unter dem kastilischen Adel eine Bewegung zu Gunsten der Königin stattfinde, und daß man daran denke, sie aus der Lage, in welcher sie ihr Gemahl hielt und die man geradezu Gefangenschaft nannte, zu befreien, und nur sie allein als Königin anzuerkennen, vermehrten sich. Aber er ging auch ernstlich mit dem Gedanken um, sie wirklich einsperren zu lassen, um sich den stürmischen Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit, die ihm zuwider war, zu entziehen und mit Muße dem Minnedienst nachzuhängen, der ihn schon wieder an eine schöne feurige Galicierin fesselte. Deshalb erschien Don Manuel als Philipps

Gesandter und Bevollmächtigter in Astorga und seiner schlauen Beredtsamkeit, unterstützt von Ferdinands großer Bedrängniß, gelang es, diesen zur Vollziehung einer höchst merkwürdigen Urkunde zu vermögen. In derselben gestand er nämlich die geistige Unfähigkeit seiner Tochter Juana zur Regierung ein und machte sich anheischig, Philipp gegen jede Einschreitung zu ihren Gunsten, sie komme woher sie wolle, beizustehen und denselben, soviel es in seiner Macht stehe, in der alleinigen, ausschießlichen Gewalt der Krone Kastiliens aufrecht zu erhalten. Mit dieser Erklärung wollte Ferdinand den Verdacht von sich wälzen, als habe er Juana entführen und als alleinige Königin anerkennen lassen wollen. Bevor er jedoch dieser Schrift durch Unterzeichnung seines Namens Gültigkeit verlieh, ließ er den Erzbischof von Toledo, den Herzog von Alva, den Grafen Cifuentes und noch einige Granden aus seiner nächsten Umgebung zu sich entbieten und in ihrem Beisein als Zeugen heimlich eine Verwahrung aufsetzen, daß Dasjenige, was er soeben zu thun im Begriff sei, nicht aus seinem eignen freien Willen, sondern aus Noth geschehe, um sich aus dieser gefahrvollen Lage zu ziehen, und um das Land vor dem drohenden Unglück eines Bürgerkriegs zu bewahren. Er gab dabei die Versicherung ab, daß er nicht nur weit entfernt, seine gerechten Ansprüche auf die Regentschaft Kastiliens aufzugeben, sondern sogar fest entschlossen sei, sie mit den Mitteln der Macht zu erzwingen und seine Tochter aus ihrer schmählichen Gefangenschaft zu befreien, sobald er dazu im Stande sein würde.

Damit lieferte Ferdinand wieder einen wunderlichen Akt seiner Kunst; während er mit unbegreiflicher Nachgiebigkeit dem ihm verhaßten Philipp Alles zugestand, was dieser von ihm forderte, sogar Juana's Unfähigkeitserklärung, verwahrte er sich heimlich gegen die Folgen dieses Schrittes, um sich dadurch einen Vorwand für spätere Zeit und gün-

stigere Verhältnisse zu sichern, mit welchem er seine Ansprüche an die Regierung geltend machen könnte. Doch seine Verstellungskunst blieb auch dabei nicht stehen; er häufte noch mehr Widersprüche, die nur aus seiner Charaktereigenthümlichkeit einigermaßen zu erklären sind. Er hegte nämlich den lebhaften Wunsch, seine Niederlage nach so wichtig thuendem Auftreten mit einer schimmernden Farbe zu überpinseln und dadurch das kastilische Volk und die Welt zu täuschen. Denn auf Täuschung und immer nur auf Täuschung hatte es seine Verstellungskunst abgesehen; er war so daran gewöhnt, in jeder Sache Winkelzüge zu machen und krumme Wege einzuschlagen, daß er es auch da that, wo er mit Offenheit und auf geradem Wege viel schneller und sicherer zum Ziele gelangt wäre. So stark ist die Macht der Gewohnheit und vorzüglich die Gewohnheit der Lüge.

Auf diese allgemeine Täuschung war es also abgesehen, als er ein am ersten Juli ausgestelltes Umlaufsschreiben in die verschiedenen Theile des Königreichs erließ, worin er bekannt machte, er habe die Regierung Kastiliens den Händen Philipps und Juana's übertragen und erkläre, diesen seinen freiwilligen Akt habe er schon vorher, ehe seine Kinder noch den Fuß auf spanischen Boden gesetzt, bei sich beschlossen und zur Ausführung bestimmt, obgleich er gar wol das Recht und die Macht für das Gegentheil besessen.

Er täuschte Niemand mit diesem seltsamen Briefe und machte sich mit diesen heillosen Widersprüchen sogar bei seinen Freunden lächerlich und verächtlich. Ximenes schüttelte wol zu diesen sonderbaren Schritten bedenklich das Haupt, aber es stand nicht in seiner Macht zu helfen, und so schwieg er lieber und erwartete mit prophetischem Blicke in die Zukunft von dieser allein Heil für den schwer gedemüthigten König. In diesem großen Staatsmanne stand

nun einmal die Ueberzeugung fest, je größer die Zugeständnisse wären, welche Ferdinand seinem Schwiegersohne machte, desto schneller würden sie das Verderben des jungen unvorsichtigen und leichtsinnigen Fürsten herbeiführen. Diese Ansicht gründete sich auf die genaueste und scharfsinnigste Kenntniß der Verhältnisse und der Personen, und Ximenes hatte seinen König dafür zu gewinnen gewußt. Aber auch außer ihnen gab es an beiden Höfen und im Lande noch scharfsichtige Männer genug, welche aus den finstern Zeichen, die sich in Philipps Nähe und von ihm hervorgerufen kundthaten, reichliche Vorbedeutung einer schnellen Umwälzung der Dinge lasen. Es fehlte schon jetzt nicht viel an der allgemeinen Ueberzeugung aller klugen Köpfe, daß das flandrische Regiment und der kastilische Volkscharakter sich nicht lange mit einander vertragen würden.

Am fünften Juli fand noch eine zweite Zusammenkunft zwischen den beiden Königen in der Kirche des Dorfes Renedo statt. Philipp erschien mit dem stolzen Lächeln des Siegers, Ferdinand mit dem feinen Lächeln der Diplomatie, die sich den Umständen fügt. In dieser anderthalbstündlichen kalthöflichen Unterredung ersuchte der König von Aragonien seinen Schwiegersohn, auf Anstand und Schicklichkeit im Betragen gegen ihn so viel als nur immer möglich Rücksicht zu nehmen und vor der Welt so viele äußere Zeichen einer herzlichen Versöhnung zu geben, wodurch, wenn auch das Volk nicht gänzlich getäuscht, doch über ihre bevorstehende Trennung ein geziemender Schleier geworfen würde. Es sei zu ihrem und des Landes Heil nothwendig, wenigstens gute Freunde zu scheinen. Es war diesem gekrönten Haupte auch jetzt an Schein und Täuschung Alles gelegen. Auch diesmal hielt ihn gerechter Stolz ab, um eine Zusammenkunft mit seiner Tochter zu bitten, und Philipp war ebenso stolz, sie ihm nicht anzubieten. Während aller dieser ihm schmerzlichen Auftritte

und Handlungen behauptete Ferdinand jene stets lächelnde glatte Selbstbeherrschung, die er der Würde eines Königs angemessen hielt, und die auffallend gegen das Benehmen seiner Gegner abstach. Kein wahrnehmbares Zeichen des Mißvergnügens verrieth seinen Unmuth über die Abtrünnigkeit eines ganzen Königreichs, das unter seiner Regierung länger als dreißig Jahre den Segen des Friedens und der Sicherheit genossen hatte; nur wenn er unter seinen vertrautesten Dienern und Freunden war, überließ er sich — wenn auch selten und nur bei starken Veranlassungen — den Ausbrüchen des Schmerzes und dann wurde klar, wie er in seinem innersten Wesen auf's tiefste verletzt war. Von den versammelten kastilischen Granden nahm er mit mannichfachen Achtungsversicherungen Abschied, erwähnte mit Güte ihrer ihm geleisteten frühern Dienste und bemühte sich augenscheinlich einen guten Eindruck bei ihnen zu hinterlassen. Sein Auge war eben stets auf die Zukunft gerichtet und in Hinblick auf kommende Ereignisse spielte er seine sanfte Rolle als ein vollkommener Schauspieler. Ohne die unglückliche Juana gesehen zu haben, reiste er nach Saragossa ab, wohin er seiner herrschsüchtigen jungen Gemahlin schlechten Trost brachte. In der That zuckte Germaine's stolzes Herz, als sie die schmähliche Niederlage ihres bejahrten Herrn und den Sieg seines jungen Gegners erfuhr, im wüthendsten Haß gegen Philipp, und sie wurde seine Todfeindin. So ging Zaroya's Prophezeiung auch an ihr in Erfüllung.

Philipp von Oestreich war jetzt Besitzer der kastilischen Königskrone, und das Gefühl dieses Besitzes berauschte ihn mit dem ganzen Uebermuthe befriedigten jugendlichen Ehrgeizes. Er brach mit seinem großen und glänzenden Gefolge nach Valladolid auf, um sich von den zusammenberufenen Kortes des Reichs huldigen und krönen zu lassen. Seine wahnsinnige Gemahlin führte er nicht besser als

eine Gefangene mit sich, den Plan hegend, sich ihrer Gesellschaft bald gänzlich zu entledigen.

16.

Liebesglück und Königselend.

Eines Abends in der letzten Woche des Junimondes saß im geräumigen Zechenhause der Mariahilf-Grube am Goldberge zu Kremnitz die Familie des königlichen Kammerraths Turzo mit den drei Fuggern beim Vesper- und Valettrunk zusammen. Denn in der ersten Frühe des folgenden Morgens wollte Jakob Fugger mit seinen beiden Neffen wieder in die Heimat aufbrechen. Draußen am Berge unter den grünen Bäumen vor dem Hause machten die Bergleute lustige Musik und Veit Schellenberger trieb sich, wacker mit ihnen zechend, unter ihnen herum und neckte die Dirnen und erschreckte sie mit seiner ungeheuern Nase, wenn er ihnen Küsse rauben wollte. Jakob war noch im eifrigen Gespräch mit seinem Bergmeister Georg Turzo. Obgleich zwischen ihnen Alles zur spanischen Reise und zum Betrieb des dortigen Bergbaues abgemacht war, so gab es doch noch Vielerlei zu reden und zu bestimmen, was sich sowol auf das in Aussicht gestellte Geschäft in Kastilien, als auch auf die Anordnung des hiesigen bezog, sobald Georg seiner neuen Bestimmung folgen würde. „Wenn ich heimkomme," sagte Jakob, „werde ich Nachricht vom Könige finden, oder doch bald erhalten und dir sogleich mittheilen. Je nach den Umständen brechen wir dann diesen Herbst noch auf, oder zum nächsten Frühjahre. Wirst du auch die Trennung ertragen, Anna?" fragte er schelmisch lächelnd seine Nichte, „und wirst du mir nicht

zürnen, daß ich dir den Ehewirth auf eine geraume Zeit entführe?"

Die junge Frau wandte sich von ihrem Vetter Marx ab, dem sie mancherlei Bestellungen und Aufträge an liebe Jugendgespielen und Freundinnen im schönen Augsburg gegeben, und horchte der Rede des verehrten Ohms. Sie war noch schöner und frischer geworden; die Rose ihrer lieblichen Gestalt hatte sich ganz entfaltet, und an jeder Brust lag ihr ein holder Säugling. Vor wenigen Wochen hatte sie ihrem Gemahl ein Töchterlein, ihr liebes kleines Ebenbild geschenkt, und Jakob Fugger war demselben Gevatter geworden. Das ältere Knäblein auf der andern Seite war Raimunds Pathe, der kleine Raimund Mohr. Die Bergmannsfrau, die ihn genährt, war nämlich erkrankt; da hatte es sich Anna nicht nehmen lassen, ihm mit ihrer kleinen Regina zugleich die mütterliche Brust zu reichen, und da sie gesund und stark war, und die Natur ihr gütig den süßen Nahrungsstoff in Fülle verliehen hatte, so blieb Raimund an der Quelle liegen, die sie ihm geöffnet, selbst als seine Amme wieder genesen war. Sie hatte ja den schönen Knaben so liebgewonnen und theilte ihre Mutterliebe nun treu zwischen beiden Kindern. Nicht anders war es mit ihrem trefflichen Gatten; auch er liebte das fremde Kind so väterlich, als wenn es sein eigenes wäre. Aber in der Liebe zum kleinen Raimund übertraf die beiden Eheleute noch gar sehr Georgs Schwester, die sanfte schwarzäugige Katharina Turzo. Sie war des stattlichen Bübchens unermüdete Pflegerin, herzte und küßte es ab, schier den ganzen Tag damit beschäftigt. Alle Andern lachten heimlich darüber und deuteten diese Liebe auf die rechte Weise. Man hatte ja mit Wohlgefallen bemerkt, wie sehr sich während des zweimonatlichen Aufenthaltes der Augsburger in Kremnitz Raimund Fugger's und Katharina's Herzen sich einander genährt hatten. Auch

jetzt saßen sie heimlich flüsternd zusammen, und Katharina hatte rothgeweinte Augen, während Raimund schwermüthig zu Boden sah.

Die junge, von ihrem Ohm angeredete Frau versetzte: „Ich müßte nicht meinem Georg mit der herzinnigsten Minne anhangen, wenn es mir gleichgültig sein sollte, daß er so weit und auf so lange Zeit von mir ziehen wird; aber ich bin auch eine Tochter des Hauses Fugger und weiß deshalb gar wohl, daß der Mann seinem Geschäft nachgehen und die Frau sich darein schicken muß. Ist doch meine Base Sibylla in Augsburg noch schlimmer daran; denn Ihr seid ja mehr auswärts als zu Hause, und ihr hat der Himmel den Ehesegen versagt; mir aber hat er ein liebes Kind geschenkt, ja, was sag' ich, zwei sind es ja, die meine Mutterliebe umfaßt, und die mich trösten werden, wenn mein Georg fern von mir ist."

„Lieb' Aennle, ich laß dich bald nach Spanien nachkommen, wenn wir eingerichtet sind," sagte der junge Turzo, schlang den Arm um sein blühendes Weib und preßte ihr einen Kuß auf die frischen, würzigen Lippen. Sie stand auf, um ihrem Ohm den Becher wieder zu füllen, und sogleich nahm ihr der braune Toni, der zur Musik seiner Gefährten seine bekannten Bockssprünge bald draußen, bald im Zimmer gemacht, die Kinder ab, herzte sie und tanzte, in jedem Arme eins, nach dem Takte der Pfeifen, Hörner und Geigen mit ihnen durch die weite Stube, daß sie hell auflachten. Aber nun sprang Katharina herzu und entriß ihm den Buben und trug ihn zu seinem Gevatter, damit er ihn auf dieselbe Stelle küsse, wohin sie ihn eben selbst geküßt hatte. Hinten aber stand Veit, halb benebelt, denn er hatte dem Tokaier die größte Ehre angethan und glotzte mit gutmüthigen Augen auf das Kind und haschte sogar danach, um ihm seine Nase auch zu kosten zu geben.

„Ihr seid alle vernarrt in den Buben," sagte Jakob

schmählend. „Uebertreibt es nicht und verzieht und verhätschelt mir nicht etwa das Kind.“

„Aber ist es nicht unser Eigenthum?“ fragte Katharina kindlich naiv. „Habt Ihr uns nicht selbst versichert, es sei ganz und gar unser, und kein Mensch auf der Welt werde je nach ihm fragen? Also müssen wir es wol lieben und werden es thun, damit es nie fühle, daß es keine Eltern mehr hat.“

„Und Ihr werdet mir oft schreiben, liebe Base, wie sich das Knäblein befindet, und wie es größer und stärker wird und laufen und sprechen lernt,“ flüsterte ihr Raimund zu. „Der Kleine gehört uns Beiden ganz allein, Euch und mir. Wenn Ihr ihn abküßt, so denkt dabei an mich.“

„Werdet Ihr denn aber auch an mich denken?“ fragte sie ganz leise und treuherzig mit einer Thräne im Auge.

„Alle Tage, alle Stunden, jeden Augenblick,“ entgegnete er; „ich glaube, ich bring' Euch gar nicht mehr aus den Gedanken.

Sie reichten sich die Hände und gingen dann, sie mit dem Knaben auf dem Arm, der an ihrer Brust entschlummerte, in die schöne duftende Nacht unter die Eichen und Buchen hinaus. Der Mond und die Sterne waren aufgegangen, die Nachtigall flötete in dem fernen Busch ihr letztes Lied, und die Bergleute spielten eine sanfte, wehmüthige Weise.

„Laßt sie nur gehen,“ sagte Jakob zum Kammerrath und dessen würdiger Wirthin. „Sie sind jung und haben edle Herzen, die einander verstehen. Laßt sie das süße Glück der Jugendliebe genießen. Sie ahnten kaum, welch eine Freude sie uns bereiten. Sie geben ein schönes Paar.“

„Auf die neue Verbindung der Häuser Fugger und Turzo!“ sagte der Kammerrath tief bewegt, hob sein Glas und ließ es mit den Gläsern der Andern zusammenklingen.

Es gab einen schönen Klang. Dann tranken sie den feurigen Ungarwein.

„Und nun zum Valet den letzten Trunk," rief Jakob ernst, „und auf ein fröhliches Wiedersehen!" Sie leerten die Gläser und gaben sich Kuß und Handschlag. Draußen aber fiel die erste Purpurblüte jugendlich keuscher Herzen von zwei Lippenpaaren, die sich während des Sehnsuchtsliedes der Nachtigall unbewußt zusammengefunden hatten, und „Leb wohl! Gedenke mein! Ich bin ganz dein in Ewigkeit! Kehre bald wieder! Bleib mir treu!" flüsterten die Lippen, wie ein leisplätschernder Nachregen.

Unter Vortritt der Musikanten mit lustigem Getön kehrte die Gesellschaft in die Stadt zurück. Veit Schellenberger schüttelte Allen die Hände, seine Nase glühte wie ein rother Stern, und sein Mund floß von Späßen über, während er sich vor Rührung über den Abschied oft die Augen wischte.

Am andern Morgen, eh' noch die Sonne aus dem Bett sich erhob, zog schon eine Reihe mit dem Segen des kremnitzer Goldbergwerks und den Effekten der Reisenden bepackten Maulthiere, umgeben von einem bewaffneten Reiterhaufen, die drei Fugger an der Spitze durch das Thal. Toni und Veit führten die Schutzwache an, und der Erstere machte possirliche Reiterkunststücke. Georg Turzo gab den Vettern das Geleit bis zur Stadtgrenze. Dann setzten die Augsburger den Weg nach der alten Königsstadt Ofen fort, wo Jakob Fugger dem Könige das Lehngeld des Bergwerks von den mitgeführten Schätzen, lauter blanken kremnitzer Dukaten, zu entrichten gedachte.

Im Slowakendorfe kehrten sie ein. Alle gingen in das Wirthshaus, den Wein des alten Stelzfußes zu kosten; nur Raimund stahl sich schweigend hinweg und wandelte einsam nach dem Friedhofe am Berghange, wo er Luisens Grab aufsuchte. Die Blumen, die er darauf gepflanzt,

blüheten so freundlich. Schon sproßten junge Gräser aus dem Hügel. Raimund kniete nieder, und aus seinem Herzen floß ein inniges Gebet für die Ruhe der Todten. Eine Thräne der Theilnahme floß ihrem Schicksal auf den Hügel; die Liebe hatte sein Herz weich und empfänglich gemacht; sie hatte es dem zartesten Mitgefühl für ein liebendes Herz erschlossen, das nun nicht mehr schlug, aber deshalb seine Wehmuth desto stärker wach rief.

„Nimm meinen Schwur, verklärte Seele!" flüsterte er dann. „Ich will deinem Kinde ein treuer Vater, und meine geliebte Katharina will ihm eine treue Mutter sein. Sie hat mir gelobt und mir Grüße an dein Grab aufgegeben und die Pflicht ihr Gelöbniß hier dir zu wiederholen. Wir wollen ihn zu einem guten und braven Menschen erziehen. Schlaf wohl in deiner Truhe, du edle Dulderin, und gieb uns und unserer Liebe deinen Segen!"

Ein gewaltiges Schluchzen in seiner Nähe zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er wendete sich um und sah nicht ohne Erstaunen den possirlichen Reitknecht seines Ohms hinter sich, der ebenfalls die Hände gefaltet hatte und wie ein Kind laut weinte und stöhnte. Auch ihn, den rauhen Knecht, hatte ein Seelenbedürfniß zu dem Grabe der fremden Frau geführt. „Recht so, Herrlein!" schluchzte er. „Man muß die Todten ehren und ihnen die Pflicht erfüllen; denn sie sind bei Gott, wohin wir Alle zu kommen hoffen."

Raimund schenkte Veit seit diesem Augenblicke eine Zuneigung, die fast wie eine kindliche Liebe aussah.

Nach ein paar Stunden zogen sie wieder weiter, erreichten ohne Gefährde die beiden ungarischen Schwesterstädte zu beiden Seiten des prächtigen Donaustroms und bezogen in der Königsstadt eine sichere und bequeme Herberge.

Tags darauf ließ sich Jakob Fugger bei dem Könige

anmelden, um sich den Befehl an den Schatzmeister zu erbitten, daß derselbe die Dukaten und Abrechnung in Empfang nehme. Der König ließ ihn sogleich einladen; denn es war bekannt, daß Jakob Fugger nie mit leeren Händen kam, und nichts konnte der König von Ungarn und Böhmen nöthiger brauchen, als Gold. Der Hof befand sich nicht selten in Lagen, wo er an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen geradezu Mangel litt. Auch war, was Fugger brachte, keineswegs der Betrag einer fällig gewordenen Schuld — er hatte die Lehngelder schon auf zwei Jahre vorausbezahlt — sondern eine neue Pränumeration. Es war nämlich kaum auf der hohen Hofburg in Ofen bekannt geworden, daß der reiche Fugger von Augsburg sich im Lande befinde, als er auch von Seiten des nothleidenden Königs bestürmt wurde, neue Vorschüsse zu machen. Und so trabte denn Veit Schellenberger mit dem wohlbekannten Kasten in der schweinsledernen Decke, schwer tragend und schwitzend, hinter seinem Herrn her den steilen Berg hinauf, auf dessen Felsenstirn das große und prächtige Königsschloß sich erhebt, und murmelte allerlei Tadelndes in den Bart; da er keineswegs damit einverstanden war, daß der Ungarkönig so viel Geld im Voraus erhielt.

Die Vorzimmer und Gemächer der Hofburg boten wenig königlichen Glanz, dafür desto mehr lungernde Pfaffen und dürftig aussehende Schranzen. Es sah Alles so trübselig, so schläfrig, so staubig aus, wie im Märchen vom Dornröschen. Ein Kämmerer führte den augsburger Bürger in des Königs Kloset. Wladislav saß auf einem Polsterbette in einen großen Bärenpelz gehüllt, obgleich die junge Sommersonne heiß an die Fenster prallte; in das Zimmer war ihr der Zugang durch verschlossene seidene Vorhänge versperrt. Die Luft im Gemach war dick und verdorben. Vor dem Bette saß ein feister Pfaffe im violetten Kardinalsgewande; es war der Bischof von Gran,

und hinter seinem bequemen Stuhle standen zwei Diakonen. Die alten, schlaffen, erdfahlen Züge des Königs schienen bei Fugger's Eintritt einen Ansatz zu machen, sich beleben zu wollen; aber sie sanken augenblicklich wieder in ihre ausdruckslose Starrheit zurück. Die Augenlider, kaum emporgezogen, bedeckten wieder über die Hälfte das graue, geistlose Auge. Die ganze Erscheinung war ein Bild schlaffer Trägheit und Abspannung, einer geistesarmen, langsamen Lebensthätigkeit, die nur in Ruhe und Schlaf Befriedigung fand. Dieser schläfrige König hatte das Ansehen eines dem Tode nahen achtzigjährigen Greises, obgleich er damals erst zweiundfunfzig Jahre alt war, und erinnerte an den verzauberten Kaiser Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser Berge, der alle hundert Jahre einmal aus dem Schlafe auffährt, um zu fragen, ob die Raben noch um den alten Thurm fliegen, und dann wieder in den Zauberschlummer versinkt.

Ohne sich zu erheben, denn er litt schon seit vielen Jahren am Podagra und andern langwierigen Krankheiten, dankte der König Fugger's ehrerbietigem Gruße mit einer leichten Handbewegung.

„Ew. königlichen Hoheit gnädigstem Befehl nachzukommen, werde ich fünftausend Dukaten in Dero Schatz liefern," begann Fugger. „Außerdem bitte ich unterthänigst, dies kleine Handgeschenk huldvoll von mir anzunehmen."

Damit zog er eine große Rolle neugemünzter Dukaten hervor. Der König entfaltete die Hände und streckte die Rechte nach dem Gelde aus. „Ihr seid ein frommer Mann," sagte er dazu langsam und mit weicher Stimme. „Ihr vergeßt den König von Ungarn nicht, wie die meisten seiner Unterthanen, Gott sei's geklagt. Die fünftausend liefert nur auch an mich selbst ab. Gott und die Heiligen lenken's immer zum Besten."

Auf Fugger's Wunsch führte der Kämmerer den Reitknecht mit dem Geldkasten herein, den sein Eigenthümer öffnete und die Rollen auf einen Tisch zählte. Der Prälat befahl einem der jüngern Geistlichen eine Quittung zu schreiben, die der König und er selbst unterzeichneten. Als das Geschäft abgemacht war, sagte Fugger: „Auch wollte ich Ew. königlichen Hoheit meinen Glückwunsch abstatten wegen des bevorstehenden neuen Wachsthums Eueres königlichen Hauses. Der Herr gebe, daß Euch ein Prinz geschenkt werde!"

„Ich dank' Euch, Herr Fugger. Gott hat's wunderbar gefügt, daß er mir in meinem Alter noch Kraft bescheert und solches Heil mir widerfahren lassen. Und gerade zur rechten Zeit. König Maximilian stand schon mit Heeresmacht an den Grenzen, um sein Erbrecht auf die ungarische Krone geltend zu machen, das ihm die Magnaten umgestoßen. Ich war unschuldig an dem Handel. Die ungarischen Herren fragen nicht nach mir. Maximilian und ich sind die besten Freunde, und mir war's recht und lieb, daß einst nach meinem Ableben Max oder sein Sohn, der König von Kastilien, König von Ungarn werde. Aber da ist der Graf Hans von Zips, der meint die vom Himmel gefallene Krone*) passe auf seinen Tollkopf besser als auf das fürstliche Haupt eines Habsburgers. Deshalb wollte Maximilian mit den Ungarn Krieg führen, während er und ich die besten Freunde sind. Der gesegnete Leib der Königin hat ihn davon abgehalten, und er ist nach Wien zurückgekehrt, um die Entbindung meiner Gemahlin abzuwarten. Gott gebe, daß sie mir einen Prinzen schenkt, den die Magnaten sogleich zu ihrem Könige wählen wollen. Ihr seid in hoher Gunst beim deutschen Könige, Herr Fugger, so

*) Bekanntlich wurde von der ungarischen Königskrone behauptet, sie sei vom Himmel auf die Erde gefallen.

sagt ihm denn, daß ich täglich zweimal für ihn bete. Wenn's aber wiederum eine Prinzessin wird, so trägt der Graf von Zips die Schuld des Kriegs. Gott und der heilige Stephan werden mich nicht verlassen, und Max und ich bleiben doch die besten Freunde."

„Gott wird Alles zum Besten fügen," sagte Fugger, dem es etwas unheimlich in der königlichen Gesellschaft wurde. Er fügte also kurz hinzu: „Ich bitte Ew. Hoheit um gnädigste Erlaubniß, der Königin aufwarten zu dürfen."

„Ja, ja, geht mit Gott!" versetzte Wladislav. „Ihr habt sie durch Euern Besuch vor acht Wochen und die prächtige Goldkette sehr erfreut, die kleine lebhafte Französin. Sie läßt sich gern etwas schenken, aber es kommt nicht viel an sie, die arme Kleine. Habt Ihr ihr vielleicht wieder etwas mitgebracht?"

„Wenn Ew. königliche Hoheit erlaubt, werd' ich ihr einen Ring überreichen, der nicht ganz ohne Werth ist, und den der geschickteste augsburger Goldschmid gefertigt."

„Zeigt her, laßt mich den Ring sehen!"

Fugger öffnete seinen Kasten wieder und holte eine Kapsel hervor, die er öffnete und dem Könige hinhielt.

„Ah, das ist ein böhmischer Sapphir, ein prächtiger Rubin!" rief Wladislav lebhafter als gewöhnlich. „Ja, ja, in unserm Böhmerlande werden kostbare Edelsteine gefunden, aber sie kommen nicht in unsere königliche Schatzkammer, und in Augsburg wohnen die geschicktesten Steinschleifer und Goldschmiede, aber ich besitze wenig von ihren Meisterwerken. Ein schöner Ring! Ich will Euch meinen königlichen Willen offenbaren, Herr Fugger. Als Ihr vor acht Wochen hier waret, war ich eben in Waradein beim Bischof als Gast, wie Ihr gehört haben werdet und ich bin dadurch um Euern Besuch und das Geschenk gekommen, welches ihr mir jedenfalls zugedacht hattet. Ich

will den Ring dafür annehmen; Ihr mögt der Königin eine weniger werthvolle Gabe verehren, oder sie mag diesmal leer ausgehen, wenn Ihr nichts Anderes bei Euch habt; sie hat ja vor kurzem erst die kostbare Kette von Euch erhalten."

„Wenn es Ew. Hoheit so beliebt," versetzte Fugger etwas ärgerlich, obgleich wenig erstaunt, da ihm die Armuth des Königs nicht unbekannt war. Hatten ihm seine Verwandten in Kremnitz doch vor wenigen Wochen erst erzählt, wie der Haushofmeister und Küchenmeister des Königs von Ungarn und Böhmen gar oft den Unterhalt für die königliche Familie bei den reichen, im Ueberfluß schwelgenden Magnaten zusammenbetteln müßten, und die Fleischer in Ofen den Braten nicht borgen wollten für die königliche Tafel.

Der Kardinal besah sich den Ring mit schmunzelndem Behagen und schien denselben als seine Beute zu betrachten.

„Gott schenk' Euch Frieden und Freudigkeit!" sprach der König mit gefalteten Händen und entließ mit diesem Segensspruch den augsburger Bürger, der sich, von seinem brummenden Reitknecht gefolgt, nach den Gemächern der Königin begab. Ein junger schöner Geistlicher im rothen Ornat mit dem Bischofskreuze trat rasch und keck heraus. Sein blitzendes Auge überflog Fugger's einfache Gestalt und lächelnd erwiderte er dessen Gruß. Auch Fugger lächelte still in sich hinein, als der Prälat aus seinem Gesichtskreis war, und er von dem ebenfalls bedeutungsvoll lächelnden Kämmerer der Königin, einem Franzosen, erfuhr, der geistliche Herr sei der hochwürdige Bischof von Waradein und Beichtvater der Königin. Der ehrliche Jakob dachte an dies und das und auch an das gepriesene Wunder, welches der Kränklichkeit, Kraftlosigkeit und Hinfälligkeit des Königs schon den zweiten Leibeserben erweckt habe.

Die leichte und zierliche Gestalt der jungen liebreizenden Königin trat dem deutschen Handelsherrn in unverkennbar großer Aufregung entgegen, ihr dreijähriges Töchterchen an der Hand, das, wie sie, Anna hieß. Ach, es war aber nicht mehr jenes süße frische Feenkind, die holde Grazie des französischen Hofes, die vor vier Jahren den leichtempfänglichen Philipp von Oestreich entzückt und bezaubert hatte. Unaussprechlicher Verdruß und Ekel, Langeweile, Aerger und Zorn hatten mit ihren grausamen Pflugscharen die lieblichen, jugendreizenden Züge durchwühlt und ihren verderblichen Samen hineingestreut. Welch ein verbissener Ausdruck des höchsten Mißmuths trat aus diesen bleichen, abgespannten Zügen hervor! Der geistige Einfluß, den ihr frommer Gemahl auf sie gehabt, war in ihrem Gesicht nicht zu verkennen; von welcher lähmenden, verzaubernden Kraft mußte dieser Einfluß gewesen sein, daß die heiterste, lebenslustigste, schalkhafteste Prinzessin in so wenig Jahren ihm erlegen war! Es war ihr ein trauriges Königsloos gefallen, der holden Sylphide, der leichtblütigen Tochter des schönen Frankreichs; an den häßlichen, kraft- und willenlosen, stets kranken und schläfrigen Wladislav, den erbarmungswürdigsten aller Menschen im öden Ungarlande geschmiedet, hatte sich ihrer Seele eine stille Wuth und Reizbarkeit bemächtigt, die gegen Land und Leute um sie gerichtet war und sich oft in Schmähworten, öfter in bittern Thränen Luft machte. Also geschändet war die herrliche Blume, so der Flügel der schönen Psyche grausam geknickt!

„Ich bin Euch sehr verbunden, Herr Fugger,“ sagte sie mit einem Anfluge von anmuthigem Lächeln, das an ihre bessern Tage erinnerte, „daß Ihr Euer Versprechen, mich vor Euerer Abreise aus Ungarn noch einmal zu besuchen, nicht vergessen habt. In der That, man pflegt der Königin dieses Landes wenig zu versprechen und dieses

Wenige nicht zu halten, daß es mich fast rührt, Euch bei mir zu sehen."

„Königliche Hoheit, ich bin ein Deutscher und halte die deutsche Treue hoch in Ehren. Ihr erstes Erforderniß aber ist, daß man hält, was man versprochen hat."

„Ach, Deutschland ist schön!" seufzte die junge Königin, „aber schöner noch ist Frankreich, mein geliebtes Frankreich. Glaubt mir, werther Herr, ich sterbe noch vor Sehnsucht nach Frankreich."

„Es scheint Euch in Ungarn nicht sonderlich zu gefallen, Madame," sagte Fugger treuherzig und gutmüthig, von Mitleid mit der traurigen Lage der jungen schönen Frau ergriffen, und der Ton der herzlichsten Theilnahme in seiner Stimme wirkte mächtig auf Anna's schwer belastetes Gemüth. Sie brach in Thränen aus.

„O mein Gott!" weinte sie, „wie kann es mir in einem Lande gefallen, wo man mich ohne Scheu schmäht und geringer achtet, als das gemeinste Weib! Ihr findet mich in großer Bestürzung. Kaum kann ich Euch entdecken, welch eine Schmach mir heute angedroht worden ist, und ich habe keinen Schirm, keinen Schutz gegen diese übermüthigen, unritterlichen Magnaten. Mein natürlicher Beschützer, mein Gemahl und noch dazu der König dieses Landes, kann sich — Gott sei's geklagt! — selbst nicht schützen gegen die Frechheit des Adels und die Habgier der Geistlichkeit; er ist ein armer Spielball in ihren Händen. O, es ist unverantwortlich, daß mein Vetter Ludwig von Frankreich mich als Opferlamm in dieses wüste Land, unter diese herzlosen Barbaren schickte, um mir eine doppelte Königskrone aufsetzen zu lassen, unter der ich — hungern muß!"

Fugger machte eine abwehrende Bewegung des Schreckens mit der Hand. Da es ihr wohlzuthun schien, sich einmal gegen ein edles Herz auszusprechen, so fuhr sie fort:

„Ich weiß, Ihr nehmt Theil an meinem Schicksal, das Ihr ja doch noch lange nicht zur Hälfte seiner Erbärmlichkeit kennen könnt, und es ist wenigstens ein Trost, sein Leid einem würdigen Manne klagen zu können. Auch steht Ihr ja, wie Ihr mir selbst gesagt, in Gunst bei meiner lieben Jugendfreundin, der Erzherzogin Margarethe von Oestreich; ich bitt' Euch, ihr meine Noth zu klagen und sie in meinem Namen zu warnen, daß sie nicht, wie das Gerücht geht, den alten König von England heirathet. Es ist ein Unglück, die Gemahlin eines alten Königs zu sein; meine Muhme Germaine hat auch die Thorheit begangen, sich mit dem alten Könige von Aragonien zusammenschmieden zu lassen. Sie wird es auch schon bald genug bereuen. — Am schlimmsten bin ich aber angekommen. Denn wahrlich, mein Herr und Gemahl, der König zweier Königreiche, ist so arm, daß er mich gar oft nicht anständig zu ernähren vermag." Und wieder weinte sie und drückte ihr Töchterchen an's Herz.

„Ew. Hoheit ist heute in einer sehr betrübten Stimmung," sagte Fugger, indem er es auch in seinen Augen feucht werden fühlte, „jedenfalls Folge der bösen Mähr, die man Euch hinterbracht hat."

„Ja eine böse Mähr! Was würde meine Muhme, die Königin Anna von Frankreich, zu solch einem Ansinnen sagen, wie mir es heute gemacht worden ist! Aber ihr Gemahl ist der Beherrscher gesitteter Menschen, der meinige die ohnmächtige Drahtpuppe wilder Barbaren."

„Laßt mich die Ursache Eueres Kummers wissen, hohe Frau, damit ich ihn theilen, vielleicht den Grund desselben sogar beseitigen kann."

„Das vermögt Ihr nicht, lieber Herr; aber Euere Theilnahme thut mir schon wohl. Diese übermüthigen Magnaten, der freche Graf von Zips an ihrer Spitze, verlangen, daß einige von ihnen bei meiner bevorstehenden

Entbindung gegenwärtig seien, und der über meine neuen Mutterhoffnungen aufgebrachte Graf, der sich schon als König von Ungarn sieht und betrachtet, hat heute schon das Schloß bezogen, um stets in meiner Nähe zu sein, obgleich ich meine Stunde erst in acht bis zehn Wochen erwarte. Und diesen brutalen Menschen soll ich in den schweren Augenblicken um mich sehen! Der Gedanke ist mir unerträglich und empört mein Herz. Eine Königin und muß mir schamlose Dinge anmuthen lassen, die sich das Weib eines Stallknechts nicht gefallen lassen würde."

„In der That, es ist unerhört, aber zu welchem Zwecke will Euch denn der Graf lästig fallen?"

„Begreift Ihr nicht: damit ich oder der König ihnen nicht etwa einen Knaben unterschöbe, wenn ich ein Mägdlein gebäre; als wenn es irgend ein Glück wäre, König von Ungarn zu sein."

„Fürwahr, jetzt wird mir Euere schlimme Lage erst recht klar. Ihr genießt bei diesen mächtigen ungarischen Herren keines sonderlichen Vertrauens und seid wahrhaftig zu bedauern. Das thu' ich auch von ganzem Herzen; denn Euch zu helfen steht freilich nicht in meiner Macht."

„Ach wäre nur meine liebe Jugendfreundin Luise nicht auf dem Wege zu mir gestorben!" weinte die Königin; „dann hätte ich in dieser Noth doch eine befreundete Seele um mich, die mit Hoheit und Würde die Anmaßung des Grafen von Zips zurückwiese. Wie glücklich würde ich in ihrem Umgange sein und ihr all' mein schlimmes Herzeleid klagen! Aber muß ich sie selbst nicht glücklich preisen, daß es Gott also mit ihr gefügt? Was hätte meine Armuth, meine Hülflosigkeit ihr und ihrem Gemahl bieten können! Ihr ahnet es nicht und kein Mensch in der übrigen Welt ahnet es, wie es bei uns zugeht. König von Ungarn und Böhmen! Das klingt groß und prächtig. Aber dabei

abhängig von einem reichen, mächtigen, übermüthigen Adel auf der einen Seite, und einer reichen, üppigen Geistlichkeit auf der andern, die sich stets mit wilder Leidenschaftlichkeit bekämpfen und sich nicht an ihren schwachen und kranken König kehren, den sie darben lassen; das ist erbärmlich, und ich würde darüber lachen, wenn ich nicht selbst im Elend steckte. Darum hat es der Himmel wohl mit Luisen gemacht; sie hätte ja mit mir hungern müssen. Auch hat ihr Gemahl wohlgethan, schnell wieder von hier abzureisen, und es war nur gut, daß ihr ihm die Mittel dazu bei Euerm Hiersein gewährtet; denn weder ich, noch der König hätten sie ihm verschaffen können."

„Gott tröste Ew. Hoheit! Mir aber erlaubt, gnädigste Frau, daß ich Euch einen kleinen Beweis meiner Ergebenheit überreiche. Der Zeitpunkt, dem ihr entgegengeht, bringt ungewöhnliche Bedürfnisse. So bitte ich Euch zum höflichsten, Ihr wollet von mir dazu eine kleine Beisteuer von fünfhundert Dukaten annehmen."

„Ich erkenne Euere Güte, und Ihr erfreut mich mit Euerm neuen Geschenke. Es ist wol traurig für eine Königin, solche Geschenke annehmen zu müssen, aber der hohe Edelmuth des Gebers lindert meinen Schmerz. Gott wird es Euch vergelten."

Und abermals trug Veit Schellenberger den Kasten in Schweinsleder herbei, der wieder um einige Rollen leichter wurde. Zugleich nahm Fugger eine schöne goldne Armspange und reichte sie der kleinen Prinzessin Anna mit den Worten dar: „Auch möchte ich, daß Euer schönes Prinzeßlein ein Andenken von Jakob Fugger in Augsburg trüge und sich in späterer Zeit meiner dabei erinnerte. Nehmt es an in ihrem Namen."

„Ich danke Euch in ihrem und meinem Namen," sagte die Königin freundlich. „Wir werden es Euch nimmer

vergessen. Wann gedenkt Ihr Euere Reise in die Heimat fortzusetzen?"

„Ich habe zwei junge Neffen mitgebracht, denen ich erst Ofen und Pesth zeigen will. Hernach habe ich nichts mehr hier zu schaffen, als den Brief an die Erzherzogin Margaretha in Brüssel, den Ihr mir anvertrauen wolltet, in Empfang zu nehmen."

„Noch hab' ich ihn nicht geschrieben; aber Ihr sollt ihn morgen haben."

Fugger beurlaubte sich und hatte seine besondern Gedanken über königliches Elend.

Das heiterste Sommerwetter vermochte ihn am folgenden Tage mit seinen Neffen eine Donaufahrt zu machen. Auf der Rückkehr wurden sie von Kanonenschüssen überrascht, welche auf der hochgelegenen Hofburg schnell hintereinander gelöst wurden. Beim Aussteigen aus dem Boote erfuhren sie von der zusammengelaufenen Volksmenge, die Königin habe einen Prinzen geboren, er sei aber zu frühzeitig zur Welt gekommen und nicht größer als ein Handschuh, auch habe er keine Haut mitgebracht; die Aerzte ließen Schweine in der Stadt holen, in deren aufgeschnittenen Bauch der unzeitige Prinz gesteckt werde, um ihm dadurch Lebenswärme und eine Haut zu verschaffen. In ihrer Herberge angelangt, erfuhren die Fugger vom Herbergsvater die betrübende Nachricht, die Königin ringe mit dem Tode, und schon nach einer Stunde verbreitete sich die Trauerkunde, sie habe den Geist aufgegeben. Man erzählte nun offen, der Graf von Zips habe die hohe Frau dermaßen geärgert, daß ihre Leibesfrucht von dieser Gemüthsbewegung zwei Monate zu früh von ihr gegangen; dann sei der Graf mit der Wehmutter zugleich in das Kloset der Königin gedrungen und während dem Kreisen nicht gewichen. Darüber hätten sich alle anwesenden Frauen der Königin bis zum äußersten erzürnt und zwi-

schen einer französischen Kammerfrau und dem Grafen sei es zu einem heftigen Auftritt gekommen. Dadurch sei das verdrossene Gemüth der gebärenden Königin noch heftiger angegriffen worden, und wahrscheinlich hätten die Frauen noch dazu in der Bestürzung irgend etwas bei ihr versehen. Die unglückliche Königin habe nur noch mit schwacher Stimme den Wunsch ausgesprochen, daß der Prinz nach ihrem Vetter, dem Könige von Frankreich, Ludwig getauft werden möge, den der König, sein Vater, habe Julius nennen lassen wollen, weil sein Geburtstag der erste des Monats Juli war. Dann habe sie nur so viel Zeit gehabt, das Sakrament zu empfangen, und sei plötzlich unter den Händen ihres Beichtvaters verschieden.

Noch an demselben Abend ertönte das Trauergeläute von den Thürmen der beiden Schwesterstädte. Am nächsten Morgen reisten die Fugger ab. Es grauste Jakob, länger an dieser Stätte zu verweilen.

17.

Ungeahnte Lösung.

Es war eine schwüle Sommernacht, doppelt fühlbar unter dem spanischen Himmel. Die Sterne leuchteten drei in seidene Mäntel gehüllten Wanderern, welche ernst und schweigend auf das Kloster des heiligen Franciskus in Valladolid zuschritten. Auf ein Zeichen mit der Glocke öffnete sich die Pforte. Sie traten ein, und ein Pater leitete sie nach der Kirche. Hier wartete der Prior mit einigen Mönchen, der Adelantado Bartolomeo Colombo und der junge Diego Colombo, sein Neffe. Alle beugten sich ehrerbietig vor den eingetretenen drei jungen Männern,

die als der König Philipp, der Pfalzgraf Friedrich und der Baron Philibert von Vere erkannt wurden. Die Mönche trugen düster brennende Fackeln, deren Schein in der hohen Kirche das Ernste und Schauerliche der Handlung, welche die kleine Gesellschaft vorzunehmen im Begriff stand, vermehrte. Der König war bleich und seine Züge zeigten einen an ihnen ungewohnten Ausdruck von Spannung und Trübsinn.

„Es ist Ew. Majestät hoher Wunsch und Befehl gewesen," redete ihn der Adelantado an, „die sterblichen Ueberreste meines Bruders zu sehen."

„Da mir nicht vergönnt war, die Bekanntschaft des lebenden großen Mannes zu machen, so will ich seine ehrwürdige Gestalt wenigstens im Tode sehen und ihr meine Ehrfurcht bezeigen."

Die Gruft der Kirche war bereits geöffnet und die Mönche schritten mit den Fackeln voran. Der König stützte sich auf den Arm des Pfalzgrafen beim Hinabsteigen; er zitterte leise, indem sie zwischen den Särgen hinwandelten. Sie langten vor einem großen, schönverzierten Sarge an. Der Prior sprach ein kurzes Gebet, während dessen die Mönche niederknieten und das Antlitz tief zur Erde neigten. Nun nahm der Erstere den Wedel aus der Hand eines Mönchs, tauchte ihn in den Weihkessel, den ein Anderer trug, und besprengte, Gebete murmelnd, den Sarg. Auf seinen Wink hoben die Mönche den Deckel und hielten die Fackeln nahe an die Leiche. Der König trat mit seinen Günstlingen heran. Da lag die große, ehrfurchtgebietende Gestalt des Weltentdeckers, das schöne Bild eines Helden. Sein starkes Haupt zierte ein Lorbeerkranz; seine edle Adlernase sah gebietend aus. In den gefaltenen Händen hielt er ein Krucifix. Zu seinen Füßen lag ein Bund eiserner Ketten. In seine Züge war der Ausdruck eines schmerzlichen Lächelns gebannt, ver-

mählt mit dem Frieden Gottes, der nur aus dem Leichenantlitz edler und großer Dulder leuchtet.

Der König betrachtete die Leiche lange starr und schweigend; er schien in ein tiefes, gedankenloses Gefühl versunken, in eine schauerliche Ahnung. Endlich wandte er sich an den Adelantado mit den Worten: „Ich ahne, was diese Ketten bedeuten. Sind sie auf Befehl des Admirals mit ihm in den Sarg gelegt worden?“

„Ja, Majestät, es sind die Ketten, in welchen er von Hispaniola nach Spanien geführt wurde; sie hingen stets seinem Bette gegenüber, sodaß seine Augen, so oft er sie aufschlug, darauf fielen, und es war sein letzter Wille, daß er auch im Tode nicht von ihnen getrennt würde.“

„Fürwahr, sie sind ihm ein Ehrengeschmeide, köstlicher als die Ordensketten aller drei spanischen Kriegerorden, nnd sie sind ein Schanddenkmal Ferdinands, des Großmeisters dieser Orden. Wenn diese Hülle in Staub zerfällt, wird ihr Geklirr Vergeltung fordernd zum Himmel schreien!“

Er wandte sich von dem Todten ab. „Es ist meine Sache, dem Helden Colombo ein herrliches Denkmal zu errichten und an seinen Nachkommen zu vergüten, was Ferdinand an ihm verschuldet hat. Don Diego, Ihr sollt der Träger aller Würden Eueres Vaters sein, und Euch, Don Bartolomeo, lade ich nach Burgos ein, wohin ich mich von hier begeben werde. Dort will ich mich mit Euch über meine Plane besprechen; denn ich gedenke in diesem Herbst noch den ehrenwerthen Jakob Fugger von Augsburg nach Kastilien zu berufen. Wir müssen eilen, etwas Tüchtiges auszuführen, damit uns nicht etwa der Tod einen neuen Strich durch die Rechnung macht. Zwar war er seither mein wohlgesinnter Freund, aber seit er Euern Bruder hinweggerafft, ist er mir untreu geworden und ich trau' ihm nicht mehr.“

In ernster Stimmung und tiefem Nachdenken kehrte der König in seinen Palast zurück. —

Die Stände des Königreichs waren in Valladolid versammelt, um dem jungen Königspaare ihre glänzende Huldigung darzubringen. Aber der Empfang war betrübend gewesen. Juana in ihrer unscheinbaren schwarzen Kleidung, die eher zu einer Trauer, als zu einer Freudenfeier paßten, und vom tiefsten Trübsinn befallen, hatte alle Festlichkeiten, zum großen Verdruß ihres Gemahls, abgelehnt und sich in ihre Zimmer im Palast zurückgezogen, Niemanden Zutritt zu sich gestattend. Die Stände waren darüber in Bestürzung gerathen, und Philipp nahm davon Gelegenheit, sich auf den letzten öffentlichen Erlaß seines Schwiegervaters berufend, sie bei ihnen für gänzlich wahnsinnig zu erklären und im Stillen darauf anzutragen, sie für immer in ein Kloster einzusperren und ihm die Regierung allein zu übergeben.

In diesen treulosen Bemühungen wurde er vom Erzbischof von Toledo eifrig unterstützt; aber er ahnte die Gründe nicht, welche Ximenes leiteten, in dieser Angelegenheit auf seiner Seite zu sein. Ebenso stimmten Manuels Anhänger für die Einsperrung der Königin als einer Wahnsinnigen. Aber eine so unwürdige Behandlung ihrer eigenen „natürlichen Herrscherin" sagte dem gesunden Sinne der Gemeinen nicht zu. Sie wollten sich wenigstens erst überzeugen, ob eine solche Einsperrung auch unumgänglich nöthig sei. Deshalb beauftragten sie den Admiral von Kastilien, Don Fedrique Enriquez, einen Granden vom höchsten Einfluß, der Königin einen Besuch zu machen und ihren Zustand in einer Unterredung genau zu erforschen. Diesem konnte die Königin die Audienz nicht versagen, denn er war's, der sie vor zehn Jahren mit einer prächtigen Flotte nach Flandern geführt; auch war er mit dem königlichen Hause verwandt. Er blieb über zwei Stunden bei ihr und wußte

ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen. Am folgenden Tage erklärte er in der Ständeversammlung: „Er habe die heiligste Ueberzeugung gewonnen, daß die Königin nicht wahnsinnig, nicht geisteszerrüttet sei, sondern nur an einer krankhaften Liebesreizung für ihren Gemahl und daraus entspringenden Eifersucht leide. Ihr tiefer Trübsinn komme daher, daß sie für diese Eifersucht stets neue Nahrung suche und finde, und er habe davon Gelegenheit genommen, ernstlich mit dem Könige zu sprechen und ihm das Gewissen zu schärfen."

Diese wenigen Worte vereitelten Philipps eigennützigen, zügellosen Plan. Die Stände erkannten nicht einmal den Erlaß des Königs Ferdinand an, worin er seine Tochter für wahnsinnig erklärte und die Krone auf Philipp allein übertragen wissen wollte. Philipp mußte sein Vorhaben, der moralischen Kraft der Volksvertreter gegenüber, aufgeben und sich mit einem Anerkennungsakte, gleich dem zu Toro, begnügen. Die gebräuchlichen Huldigungseide wurden Juana als Königin, „Eigenthümerin des Königreichs," Philipp als ihrem Gemahle und endlich ihrem ältesten Sohne, dem Infanten Karl, als muthmaßlichem und gesetzlichem Thronfolger, auf den Todesfall seiner Mutter, geleistet. Es schien sogar, als wenn Juana sich der Regierungsangelegenheiten selbst annehmen wollte; denn sie war bei dieser Gelegenheit sorgfältig bedacht, die Vollmachten der Abgeordneten selbst zu prüfen, um zu sehen, ob sie auch alle die gehörige Beglaubigung hätten, und diese verständige Handlungsweise erregte so viel Freude bei den Ständen, daß sie auf die Abfassung des Huldigungseides, wonach Juana mit der gewöhnlichen Gewalt bekleidet wurde, großen Einfluß ausübte.

Aber die unglückliche Königin erfuhr, welch einen Antrag ihr Gemahl ihretwegen den Ständen gestellt. Donna Francesca d'Ulloa, immer noch nicht gewitzigt,

hatte ihr kaum das letzte Wort davon gesagt, in der Hoffnung, endlich Haß und Abscheu in ihrem Herzen gegen Philipp zu erregen, als die Unglückliche auch schon mit beflügelten Schritten nach den Gemächern ihres treulosen Gemahls eilte. Es war zu Ende mit aller Besonnenheit. Mehrere seiner Günstlinge waren zugegen; sie sah nur ihn, den grausamen, heißgeliebten Mann. Und mit dem Angstgeschrei: „Philipp, ach Philipp, verstoße mich nicht!" stürzte sie vor ihm nieder, umschlang seine Knie und vergrub ihr Antlitz in den Falten seines Mantels. „Vergönne mir nur, bei dir zu sein und dich zu lieben," jammerte sie wieder, „ich verlange ja nichts weiter. Ich weiß, daß du die Marquise von Tuy liebst und von ihr erhört wirst, aber ich will es zu ertragen suchen. Nur verbanne mich nicht von dir! Nein, nein, du kannst, du darfst es nicht; denn ich hege wieder Mutterhoffnungen. Das Leben deines sechsten Kindes bildet sich unter meinem Herzen aus, und schon seinetwegen darfst du seine arme Mutter nicht von dir entfernen und in's Elend stoßen."

So flehte händeringend die Eigenthümerin der reichsten und mächtigsten Krone Europa's, die Besitzerin der neuen Welt, die Königin von Kastilien und Leon, daß Allen, die es hörten, das Herz bewegt und eine Thräne des Mitleids in's Auge gelockt wurde. Nur Philipp sagte kalt zu ihr: „Steh' auf und entferne dich! Es wird dir nichts geschehen. Du wirst Königin bleiben." Er winkte dem Pagen Bübenhoven, auf dessen Arm gestützt sie hinauswankte, um eine Woche und länger, eingeschlossen in ihre verhängten Gemächer, in ihrem dumpfen, thränenlosen Schmerze zu brüten.

„Und Don Enriquez behauptet, sie sei nicht verrückt!" sagte er verächtlich zu seiner Umgebung. „Nun, wie ihr gesehen, sorgt sie schon selbst dafür, daß den Herren Kortes die Augen aufgehen werden."

Dieser und ähnliche Auftritte zwischen dem Königspaare wurden im Volke bald ruchbar und erzeugten nicht sowol unter dem eigensüchtigen Adel als vielmehr unter der großen Masse eine allgemeine Mißstimmung. Man sah die angestammte Königin von einem Fremdling gemißhandelt; dies kam den patriotisch gesinnten Kastiliern unerträglich vor. Aber es geschahen bald noch andere Dinge, welche dieses Mißvergnügen mehr und mehr zu steigern geschickt waren. Kaum war nämlich der Huldigungseid der Stände geschworen, als der König, die Fassung desselben gänzlich unbeachtet lassend, mit unerhörter Willkür die Zügel der Regierung allein ergriff und seine Gemahlin von jeder Theilnahme daran gänzlich ausschloß. Was man gefürchtet und der König Ferdinand mit dem Cardinal Ximenes im Stillen gehofft, traf pünktlich ein. Ja die Handlungen des Königs überboten beiweitem all' diese Befürchtungen und stillen Hoffnungen. Eine förmliche Umwälzung in allen Regierungsfächern war das Werk weniger Wochen. Die meisten der alten Beamten und Staatsdiener wurden ohne alle Umstände abgesetzt, um den Günstlingen des Königs, Don Manuels und einiger andern dem Könige blind ergebenen Granden Platz zu machen. Besonders waren es die Flamänder, welche in alle bedeutende Posten und Aemter eingeschoben wurden, unbekümmert, ob sie sich dazu eigneten oder nicht. Ohne Kenntniß der Sprache, der Volkseigenthümlichkeiten, der Sitten, ja des Landes und der Geschäfte selbst, sollten sie den wichtigsten und einflußreichsten Stellen im Heere wie in der Regierung und Verwaltung des Landes vorstehen; fast alle Festungen wurden ihnen eingeräumt, und sie behandelten Kastilien wie ein erobertes Land. Was bei dem Könige aus Leichtsinn, Gutmüthigkeit, Geschäftsscheu und Vergnügungssucht geschah, bildeten sie zum System aus. Sie stellten wieder ihre Kreaturen an, und in kurzer

Zeit waren Bedrückungen, Gelderpressungen aller Art an der Tagesordnung. Der junge Habsburger, der nach Kastilien gekommen war, die Ungerechtigkeiten seines Schwiegervaters wieder gut zu machen, beging durch jugendliche Sorglosigkeit, Ehrgeiz und Schwäche in wenigen Wochen mehr Ungerechtigkeiten, als Ferdinand während seiner ganzen Regierungszeit. Don Juan Manuel wurde von seinem königlichen Gebieter mit verschwenderischer Großmuth bedacht und mit Ehrenstellen und Gütern überhäuft.

Obgleich die letzten Kortes, um sich dem neuen Könige willfährig zu zeigen, bedeutende ungewöhnliche Geldbewilligungen für ihn gemacht hatten, so reichten die öffentlichen Einkünfte doch lange nicht aus für die unsinnigsten Verschwendungen am Hofe, und um das Fehlende zu ersetzen, wurden bald die Aemter an den Meistbietenden verkauft. Selbst an Einkünften, die dem König Ferdinand gehörten, vergriff sich Philipp, gab aber in dieser Beziehung den ernsten Vorstellungen des Erzbischofs Ximenes nach.

Nichts war für Philipp wünschenswerther, als das Gold der spanischen Gebirge bald zu gewinnen; Jakob Fugger sollte noch vor dem Winter kommen, ein vom Könige heiß ersehnter Mann.

Es war ein merkwürdiger, den Kastiliern nichts weniger als zusagender Anblick, den König und seine Günstlinge nicht aus dem Taumel des Wohllebens herauskommen zu sehen, während die Königin in ihren verschlossenen Zimmern, deren Fenster sogar gegen den freundlichen Strahl des Sonnenlichts verhängt waren, in der schwermüthigsten Trauer des tiefsten Trübsinns schmachtete und jede andere Unterhaltung als die mit ihren Katzen floh.

Die Stimmen des Unwillens, erst leise und einzeln, wurden bald lauter und vermehrten sich; die Gerüchte von

einer Verschwörung des andalusischen Adels zur Befreiung der Königin ließen keinen Zweifel an der Wahrheit der Sache mehr zu; in allen übrigen Theilen des Königreichs kamen die beunruhigendsten Zeichen von Ungehorsam zum Vorschein. Unter allerhand Vorwänden entfernte sich ein Adliger um den andern vom Hofe, und es fehlte nicht viel daran, so war Philipp mit seinen flämischen Landsleuten in der fünften Woche seiner Regierung allein. Er hatte keinem der Granden Wort gehalten und die alten Privilegien bestätigt. Aber auch bei dem Volke gelang es ihm nicht, sich beliebt zu machen, und leider erregte er dessen Mißtrauen durch Aeußerungen seiner Hochherzigkeit, wie den Unwillen des Adels durch Handlungen seiner Schwäche. Zu derselben Zeit wüthete nämlich das Ketzergericht zu Kordova mit abscheulicher Strenge selbst gegen ausgezeichnete Familien und warf Mitglieder derselben, ohne Unterschied des Geschlechts, als der Ketzerei verdächtig, in's Gefängniß. Dadurch entstanden Aufstände und Reibungen. Die Angelegenheit wurde vor Philipps königlichen Rath zur Entscheidung gebracht, und der König sprach sich so entschieden unwillig gegen das ganze Ketzergericht aus und deutete auf dessen gänzliche Aufhebung hin, daß das strenggläubige Volk auch in ihm einen Ketzer und Glaubensfeind erblickte und sich mit Schmähungen von ihm abwandte.

Es schien in der That, als sollte Ferdinands und Ximenes' geheimer Plan auf natürlichem Wege schneller zur Ausführung kommen, als sie selbst vermuthet hatten; denn ein allgemeiner schrecklicher Ausbruch des über das ganze Königreich verbreiteten Mißvergnügens stand bereits vor der Thüre.

Während sich diese Gewitterwolken am politischen Himmel Kastiliens dichter zusammenzogen, verließ Philipp zu Ende des Augustmonats Valladolid und ging langsam wie ein Triumphator mit ausgesuchter Pracht nach Burgos.

Der Wechsel der Residenz brachte keine Veränderung im Leben des Königspaares und des Hofes hervor. Juana wurde in diesem Bachantenzuge als eine lebende, unheimliche Leiche mitgeschleppt.

Am 19. September nach der Tafel lud Don Manuel seinen königlichen Herrn zu einem von ihm auf der Schloßterrasse veranstalteten Ballspiel ein. Der Tag war heiß und der König gab sich mit gewohnter Leidenschaftlichkeit dem Vergnügen des Spiels hin. Dadurch erhitzte er sich ungemein und, als sein Blut in der höchsten Wallung war, befahl er einem Pagen, ihm ein Glas frisches, kaltes Wasser zu bringen. Er leerte es auf einen Zug, um sich abzukühlen. Schon nach wenigen Minuten fühlte er eine Verstimmung, die ihn veranlaßte, in's Schloß zu gehen und von einem Fenster aus den fernern Verlauf des Spiels mit anzusehen. Noch stand er nicht lange hier, als er sich ernstlich unwohl fühlte und sich auf sein Zimmer begab. Schon vor Nacht trat Fieber bei ihm ein. Seine flamändischen Aerzte nahmen die Sache leicht. Am folgenden Tage wurde aber auch ein italienischer Arzt, Ludovico Marliano, einer der vorzüglichsten Heilkünstler, als ihr Beistand gerufen; er drang auf Aderlaß, aber Philipp scheute sich davor, und die Flamänder hielten es nicht für nöthig. Das Fieber wurde ärger, der König redete irre. Die Königin wich vom ersten Augenblick der Krankheit nicht vom Lager des von ihr so heftig geliebten Gatten. Sie reichte ihm die Arzneien selbst; ihr Auge fand keinen Schlaf, es bewachte mit der ängstlichsten Spannung jeden seiner Züge.

Die Krankheit nahm mit jedem Tage einen beunruhigendern Charakter an und wurde von den Aerzten als ein höchst gefährliches, ansteckendes Fieber erkannt, das zu der Zeit in Kastilien grassirte; sie schritten nun zu Aderlaß und andern heroischen Mitteln. Am fünften Tage

lief eine Depesche aus den Niederlanden ein. Der König war um Mittag ruhiger und der Pfalzgraf überreichte ihm den Brief der Erzherzogin. Er erbrach und las ihn. Plötzlich seufzte er tief auf: „Großer Gott, Luise von Maine ist todt! Anna von Foix ist todt! Fritz, auch ich muß sterben! Erinnere dich der Prophezeiung der Zigeunerprinzessin. Jetzt versteh' ich sie ganz. Sie hält mir getreulich Wort. Ach und welch ein seltsames Geheimniß muß ich aus diesem Briefe erfahren! Rufe mir den Bübenhoven."

Der Page war über eine Stunde allein bei seinem todtkranken Herrn. Als er wieder aus dem Zimmer trat, weinte er heftig. Der König beschied einen Schreiber zu sich und diktirte ihm mehrere Verfügungen. Gegen Abend überfiel ihn das Fieber mit furchtbarer Gewalt und stieg die Nacht über noch. Er phantasirte fort und fort von Luisen, mit der er sich von ihrer Jugendliebe mit rührenden Worten unterhielt. Als der Tag anbrach, traten die Anzeichen des nahenden Todes ein und die Aerzte machten den Priestern Platz. Aber der Sterbende hatte bis ein Uhr Mittags zu kämpfen, wo er die Seele aushauchte.

Die Bestürzung, der Schrecken im Schlosse, die Verwirrung der Hofleute und Günstlinge waren unbeschreiblich. Die Königin saß starr an der Leiche, selbst wie ein lebloses Bild. Sie weinte nicht, sie seufzte nicht, sie regte sich kaum; es war ein entsetzlicher Anblick. Die verwöhnten Günstlinge, die erst zwei Monate die Süßigkeit des Herrschens genossen hatten, fielen wie betäubt am Bette nieder, auf welchem der entseelte achtundzwanzigjährige König lag. Einige weinten heftig, Andere konnten ihres dumpfen Schmerzes nicht Meister werden; Manuel geberdete sich wie unsinnig. Es kamen und gingen immer andere Männer; die Königin nahm von keinem die mindeste Kenntniß. Endlich traten auch einige Hofdamen herein

und nahten weinend der Leiche. Da fuhr Juana wie eine Furie empor mit wild drohenden Geberden und Geschrei: „fort! fort!“ auf die erschrockenen Frauen los und verjagte sie aus dem Zimmer. Jetzt stellte sich heraus, daß ihre Eifersucht zum Wahnsinn geworden war; denn sie zeigte sich auf die Leiche schier noch eifersüchtiger als sie auf den lebenden Gatten gewesen war. Kein weibliches Wesen außer der schwarzen Matty durfte ihr nahen. Und so saß sie wieder in ihrem gedankenlosen starren Trübsinn und hielt ihre glanzlosen Augen auf das bleiche Todtengesicht geheftet, gleichsam als erwarte sie die Farbe und Bewegung des Lebens wieder in dasselbe zurückkehren zu sehen.

Als es Nacht geworden war, duldete sie nicht mehr als ein Licht im Gemach, ein schwaches Lämpchen, das sie selbst anzündete und zu Häupten des Todten stellte. Nun nahm sie wieder ihren Platz am Bette ein, unbekümmert um die kommenden und gehenden Männer. Es war grauenhaft, sie in der Dämmerung vor der Leiche sitzen zu sehen, deren weißes Antlitz mit den hellblonden Locken gespensterhaft leuchtete.

Es war schon spät, als Matty einen Mann hereinführte, der sich tief in den Mantel gehüllt hatte. Die blonden Locken fielen ihm über die Stirn. Er wankte und zitterte heftig, als er näher trat. Dann faltete er die Hände und kniete am Bette nieder, die Augen auf den Todten gerichtet. Ein Strahl der Lampe überdämmerte sein Gesicht und der Blick der Königin folgte ihm unwillkürlich. Sie sah da mehrere rothe Narben und ein glühendes Auge. Eine dunkle Erinnerung schien in ihr aufzuleben, aber sie gewann keine bestimmte Gestalt in ihrem zerrütteten Geiste. Sie wurde unruhig und fragte Matty leise: „Wer ist der Mann?“

„Ein flandrischer Edelmann,“ versetzte diese, „in dessen

Dienst ich einst gestanden. Er bat mich, ihm seinen geliebten König noch einmal zu zeigen."

„O ihr heiligen Fürsprecher!" murmelte der Kniende wie in Verzweiflung, „so sollte es ja nicht kommen. Wer Das geahnt hätte!"

„Ihr vergeßt Euch!" flüsterte ihm Matty zu. „Nicht sprechen war die Bedingung. Kommt! Mir wird bange."

Aber der heftig bewegte Beter erhob sich nicht. Er war wie an die Stelle gebannt.

„Entfernt Euch!" befahl ihm die Königin. Matty riß ihn empor. Er machte eine drohende Bewegung auf die Königin zu, aber die Schwarze drängte ihn nach der Thüre. Draußen sagte sie: „Was thut Ihr, meine Frau! Welch ein Unglück hätte aus Euerer Unbesonnenheit entstehen können!"

„O Himmel!" stöhnte Eleonore — denn sie war es — „das ist also das Ende des stolzen Traumes! Grausamer Philipp, du hast mich um meine Rache betrogen, wie um meine Liebe. Todt, todt — und ich trage nun die Schmach eines Lebens, das keinen Mittelpunkt mehr hat, denn all' mein Thun und Sinnen war nur auf dich gerichtet; wie ich dich haßte, so glühend liebte ich dich. Nur wen man gewaltig liebt, den kann man gewaltig hassen, und wen man haßt, den liebt man. Ich wollte ihm die Krone rauben aus Liebeshaß; es war eine herrliche Aufgabe für mich, und ich lechzte danach, sie zu lösen. Der neidische Tod hat meine Rolle übernommen. Wehe mir! Wehe mir!" Und sie stürzte verzweiflungsvoll in die Nacht hinaus.

18.

Die Fürstin und der Leinweber.

Im Vorzimmer der Erzherzogin-Statthalterin in der Hofburg zu Brüssel, lehnte Marx von Bübenhoven in einer Fensternische und nahm keinen Theil an der Unterhaltung der Hofherren. Er und alle Andere bis auf die Diener herab waren in Trauerkleidern. Dann und wann ließ er den schwermüthigen Blick über die Baumwipfel draußen hingleiten, von denen Herbststürme das gilbende Laub herabfegten. Da kam ihm in die Erinnerung, wie er vor fünf Jahren zu derselben Jahreszeit aus einem Fenster des Kapellen'schen Hauses in Antwerpen demselben Spiel der Blätter zugesehen wie jetzt, und eine Thräne schlich ihm die Wange herab. Wohin war all' die Herrlichkeit, Jugend, Schönheit, Minneglut, Reichthum und fürstliche Pracht? Gestorben und verdorben! Das Schicksal hatte die Sünde furchtbar gerächt. Aber aus dem Wirrwarr all' der unbeständigen grellen Bilder hob sich eine einfache, ehrwürdige Gestalt hervor, die in ihrer schlichten Tugend, in ihrer segensvollen Thätigkeit, in ihrem frommen und reinen Sinn, trotz dem tollen Wechsel der übrigen, dieselbe geblieben war, ein leuchtendes Bild deutscher Treue und Ehrenhaftigkeit, ein Vorbild für kommende Geschlechter. Es war das Bild Jakob Fugger's. Der Jüngling verfolgte in Gedanken die angenehmen Erinnerungen an den trefflichen Mann, als dieser selbst in seiner bescheidenen Bürgertracht in das Zimmer trat. Marx eilte mit freudiger Bewegung auf ihn los und begrüßte ihn herzlich.

„Ich habe Euch in Euerer Wohnung auf Befehl der durchlauchtigen Frau aufgesucht, werther Herr," sagte er,

„sie wollte Euch mit dem Prinzen Alnayar zusammen die Abschiedsaudienz geben, aber Ihr waret nicht aufzufinden."

„Ich hatte noch Geschäfte abzuthun," versetzte Fugger. „Wo ist Alnayar?"

Der Page deutete auf die Flügelthüre zu den Gemächern der Statthalterin. Dann flüsterte er: „Sie schien es gern vermeiden zu wollen, ihm allein unter vier Augen Lebewohl zu sagen; sie wollte Euch dabei haben. Aber sie mochte ihn nicht länger warten lassen. Er ist schon fast eine Stunde bei ihr; noch eine harte Stunde für sie."

„Für Beide, mein Sohn. Aber es ist gut, daß sie allein mit einander sprechen. Da werden sie das Herzeleid los."

„Werdet Ihr und der Prinz meiner Mutter heute die Ehre schenken, ihre Gäste zu sein? Ich weiß, sie hat Euch dringend ersuchen lassen."

„Wir haben uns schon bei ihr entschuldigen lassen. Alnayar hat nicht Ruhe und Rast; es treibt ihn über das Weltmeer. Es ist Alles zu unserer Abreise fertig, und in spätestens zwei Stunden sind wir auf dem Wege nach Antwerpen. Dort hat Bartolomä Welser die letzte Ausrüstung der Schiffe besorgt, und da der Wind günstig ist, werden sie morgen unter Segel gehen."

„Und wohin wird der unglückliche Prinz seine erste Meerfahrt für Euer Haus machen?"

„Nach Ostindien. Später wird er als unser Handelsagent mit Gottes Hülfe auch die neue Welt besuchen. Mit des Königs Tod sind freilich die schönsten Pläne gescheitert. Doch wir dürfen das Vertrauen auf Gott nicht verlieren. Alnayar ist ein geschickter Seemann; er wird uns von Nutzen sein."

„Und er hegt eine große Verehrung für Euch, die

der meinigen gleichkommt. Er schwur mir zu, daß er sein Leben ferner nur Euerm Dienste weihen werde."

„Sein Entschluß ist löblich. Er will ferner nur Kaufmann und Seefahrer sein, und nichts soll ihn an seine frühere Laufbahn erinnern. Er legt heute sogar den Namen Alfonzo de Granada ab, wie er früher den Namen Alnayar ablegte; er will weder für einen Mauren, noch für einen Spanier gelten."

„Wie wird er sich nennen?"

„Noch weiß ich es nicht. Er erbittet sich seinen neuen Namen von der Erzherzogin."

In diesem Augenblicke wurden die Thürflügel geöffnet, und der Gegenstand dieses Zwiegespräch's trat heraus. Er war einfach schwarz gekleidet, und die tiefste Trauer lag in seinen bleichen, schönen Zügen. Dem Edelknaben die Hand reichend, sagte er bewegt: „Lebt wohl, mein junger Freund, mein Lebensretter! Gott geb' Euch Freuden in Fülle!"

„So hat denn auch unsere gnädigste Frau Euch nicht bewegen können, in's Vaterland zurückzukehren?" fragte Marx bekümmert.

„Ich habe kein Vaterland mehr," entgegnete der Maure. „Ich will mir erst wieder eins erwerben, das Meer. Ich bin das vom Sturm entwurzelte Schilfrohr, das unablässig auf den Wellen treibt." Es lag eine Welt voll Schmerz in diesen wenigen Worten.

Ein Kämmerer meldete, daß die durchlauchtigste Frau Erzherzogin-Statthalterin Herrn Fugger zu empfangen bereit sei, und geleitete denselben nach der Thüre, die er vor ihm öffnete.

Die Erzherzogin stand mitten im Zimmer, in schwarze Schleier und Gewänder gekleidet, umgeben von den drei ältesten Kindern ihres verstorbenen Bruders, der achtjährigen Eleonore, dem fast siebenjährigen Karl und der

fünfjährigen Isabella. Die Kinder spielten mit allerlei Spielgeräth am Boden. Die Erzherzogin hatte verweinte Augen und schien sehr angegriffen.

„Ihr kommt, mir Lebewohl zu sagen, Herr Fugger," begann die schöne Fürstin mit jener süßen Milde in Wort und Blick, die ihr alle Herzen gewann, doch zitterte die Stimme, wie von innern Thränen belastet.

„Don Alfonzo wird Ew. Hoheit berichtet haben, daß ich morgen mit ihm nach Antwerpen gehe, um ihn auf das Schiff zu bringen, dessen Führer er ferner sein wird."

„Ich weiß es," flüsterte sie wehmüthig.

„Von Antwerpen kehre ich sogleich nach Augsburg zurück, wo mich dringende Geschäfte erwarten."

„Euch rufen auch dort Pflichten, und wahrlich, Ihr habt denen treuester Ergebenheit hier im vollsten Maße genügt. Ich werde es meinem Vater zu rühmen wissen, wie trostreich Ihr Euch mir in dieser schrecklichen Zeit erwiesen, wo die Schläge des Schicksals so furchtbar auf mich regneten, daß ich es als ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit betrachten muß, ihnen nicht erlegen zu sein."

„Ihr habt zu viel Güte für mich, durchlauchtigste Frau. War ich's denn nicht, der Euch eine jener schlimmen Trauerbotschaften überbrachte, womit Euer edles Herz heimgesucht worden ist?"

„Besser Ihr, als ein Fremder. Auch von Kastilien war der Junker Bübenhoven der Ueberbringer der schrecklichen Todesbotschaft, und durch den Mund seiner Mutter wurde mir die Kunde meines Verlustes mitgetheilt. Dadurch wurde sie wenigstens nicht vernichtend für mich. Ich habe es jetzt erst recht empfunden, welch' einen Engel mir der Himmel in der Gräfin von Tyrol zugeschickt hat. Und wem anders verdank' ich dies, als eben Euch, edler Mann?"

„So hat doch Gott Euer Herz dem Troste geöffnet."

Ich habe mich in Demuth der Hand gebeugt, die mich so hart geschlagen. Alles, was mir einst lieb und theuer war, hat nun ein unerbittlicher Tod dahingerafft. Drei junge Männer, mit denen mich der Segen der Kirche nach einander verbunden, der einzige Bruder, die geliebteste Freundin, die Gespielinnen meiner Kindheit, alle, alle sind sie dem unerbittlichen Geschick als Opfer gefallen, sodaß ich mir in meinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre oft wie eine Greisin vorkomme, die Alle überlebt hat, die einst mit ihr denselben Weg gingen. Kaum kann ein Herz härter geprüft werden als das meinige. Aber ich habe den Schmerz überwunden; heute habe ich den letzten Kampf bestanden, und Ihr seht mich als Siegerin. Gott hat mich meine neuen Pflichten erkennen lassen, diesen armen Waisen hier Mutter und Erzieherin zu sein. Ihr Vater ist dahin, ihre Mutter — o Gott! — ist ihr Leben nicht schlimmer als Tod? Ich muß ihnen jetzt Alles sein, und ich will's. Aber auch dieses Land bedarf des Regenten, und der Himmel hat mich dazu ausersehen. Ich erkenne meine Aufgabe, Mutter und Herrscherin zu sein. Es ist mein Vaterland, das Land meiner Liebe, und es sind seine und meine Kinder, es ist der künftige Herr dieses Landes. Und so will ich ihm nicht nur diesen Prinzen zu einem tüchtigen Herrscher erziehen, ich will meinem Karl auch das Land mit Segen verwalten, sodaß ich es ihm einst, wenn Gott will, in schöner Blüte übergeben kann. So nehmen mich Mutter- und Regentenpflichten gleich stark in Anspruch, und die Sorge, ihnen würdig zu genügen, kämpft den Schmerz in mir nieder und raubt ihm die vergiftete Spitze. Ich habe in der Noth die schwere Kunst gelernt, mein Herz zu bezwingen."

„Heil Euch, hohe und edle Frau!" rief Fugger begeistert, „Euere thätige Tugend wird diesen Kindern und diesem Lande von größtem Segen sein. Wir müssen dem

Tode seinen Raub lassen und unsere Kräfte dem Leben zuwenden; weihen wir den Gestorbenen ein stilles Andenken, den Lebenden unsere Thätigkeit! So erfüllen wir alle Pflichten. Gott stärke Ew. Hoheit auf dem wichtigen Wege, den Ihr mit so viel Tugend vor allem Volke wandelt!"

„Ich werde stets nach Euerm Beifall streben als nach dem eines Mannes, dessen ganzes Leben Thätigkeit und Menschenliebe ist. Ich habe vor wenigen Minuten wieder ein neues Beispiel von Euerer Hochherzigkeit erfahren. Kinder!" rief sie jetzt ihren Pfleglingen zu, „Herr Jakob Fugger will nach Augsburg, seiner Vaterstadt, zurückreisen. Gebt ihm die Hand, wünscht ihm Lebewohl und bittet um seinen Segen. Fürwahr, der Segen eines Ehrenmannes hat größere Kraft, als der eines schlechten Pfaffen."

Prinz Karl sprang herzu und befolgte den Befehl; munter sagte er, indem er seine kleine Hand in die des augsburger Bürgers legte: „Tante Gretchen erzählt uns oft von Euch, was Ihr für ein guter und braver Mann seid. Ich will auch so werden."

„Gott gebe Euerm löblichen Vorsatz Kraft und Gedeihen, Herrlein! Ihr seid zu wichtigen Dingen auf Erden berufen, da thut's fürwahr noth, daß Ihr ein guter und braver Mann werdet. Von Allem, was ein Fürst sein kann, ist gut und brav sein das Beste. Ich bitt' Euch, vergeßt niemals Euer Versprechen und sorgt dafür, wenn Ihr groß geworden seid, daß ich Euch niemals daran zu erinnern brauche."

„Herr Fugger," sagte die Erzherzogin, „Euch eine Gnadenkette umzuhängen, dünkt mir eine Anmaßung von mir, ich will es meinem königlichen Vater überlassen, und doch möchte ich Euch ein Zeichen meiner Verehrung geben. So bitt' ich Euch, nehmt mein Bild und bringt es Euerer

Hausfrau als das Conterfei einer schwergeprüften Fürstin, die die Tugend eines Mannes zu schätzen weiß."

„Ew. Hoheit beglückt mich durch dieses Geschenk — mir das theuerste, was es geben kann — daß ich es nicht mit Worten auszusprechen vermag. Dies Bild soll der thätigste und menschenfreundlichste meiner Neffen einst von mir erben als meinen kostbarsten Schatz; er soll mit Freuden daran erkennen, daß nichts belohnender und erhabener ist als die Gnade und Gunst eines geliebten Fürsten, wahrhaft beseligend aber die einer verehrten Fürstin. Und nun lebt wohl, Hoheit! Gott geb' Euch Frieden und Freude!"

19.

Die Fuggerei.

Die uralte Stadt Augsburg hat nur eine einzige Vorstadt, die St. Jakobsvorstadt genannt. Sie senkt sich hinab nach dem Lech zu und ist den vierten Theil so groß, wie die Stadt selbst. Dort war eine geräumige Strecke mit einer Menge alter und elender Häuser bestanden; viele der armseligen Baulichkeiten verdienten nicht einmal diesen Namen. Es waren die Wohnungen der ärmsten Leute in Augsburg, und der Ort hieß der Kappenzipfel. Schon ein Jahr zuvor war Jakob Fugger mit seinen beiden Brüdern Ulrich und Georg einig geworden, diese sämmtlichen schlechten und baufälligen Häuser anzukaufen, sie niederreißen zu lassen und dafür neue und zweckmäßige Wohnungen für die Armuth zu bauen.

Hier war im Spätherbst die emsigste Thätigkeit zu sehen. Der Ankauf der meisten Häuser war geschehen und

zehn davon waren bereits abgerissen; die ersten beiden neuen erhoben sich aber schon wieder aus den Trümmern. Die ganze Anlage sollte nach einem festen Plane ausgeführt werden. Nach des verstorbenen Georgs Wunsche sollte sie den Namen Fugger in der Stadt Augsburg bis zu den spätesten Zeiten erhalten. Und es ist bekannt, daß diese Häuserinsel bis heute den Namen „die Fuggerei" führt und ihn gewiß führen wird, so lange Augsburg besteht *).

Hier unter den Werkleuten schaltete und waltete Jakob Fugger täglich ein paar Stunden in seiner bekannten emsigen und liebreichen Weise, die so leicht alle Menschen, schier gegen ihren Willen, ihm dienstbar machte, und die es ihm ermöglichte, Alles durchzusetzen, was er wollte. Hier war er nun erst recht in seiner arbeitfrohen Stimmung, denn er wollte den Aermsten seiner geliebten Vaterstadt Hütten bauen. Sein Auge funkelte mit jener edeln Menschenfreundlichkeit, die das Lebenselement großer und reiner Herzen ist, und er gewann hier durch einen Blick, feuerte dort durch ein Wort an, belohnte hier und dort durch einen Händedruck oder leichten Schlag auf die Schulter; dann ließ er wieder einmal den Becher kreisen, nachdem er zuvor getrunken, und in den Fugger'schen Kellern lagerte kein schlechter Wein. So wurde die Arbeit wie durch Zauberei gefördert und Maurer und Zimmerleute staunten sich selbst einander an. Die ersten oder die Musterhäuser, nach welchen die andern gebaut werden sollten, gingen ihrer Vollendung mit raschen Schritten entgegen.

Frau Sibylle liebte es, ihren Ehegemahl auf die Bau-

---

*) Die Fuggerei wurde erst im Jahre 1519 von Jakob Fugger vollendet und bestand damals aus 106 kleinen Häusern.

stätte auf dem Kappenzipfel zu begleiten und ihm guten Rath zu geben, wol auch selbst anzuordnen, und er war gutmüthig genug, oft ihrem Wunsche nachzugeben und die baulichen Einrichtungen nach ihren Angaben zu treffen. Auch theilte das Ehepaar täglich hier Wecken und Geld unter die armen Kinder aus, welche beim Bauen beschäftigt wurden.

Eines Tages standen sie in traulichem Zwiegespräch zusammen und betrachteten mit Wohlgefallen das erste nun bald fertige Häuslein; da wankte eine zerlumpte Bettlerin auf sie zu. Jakob fuhr rasch in die Tasche, um ihr ein Almosen zu verabreichen; in demselben Augenblick fiel das Weib mit einem dumpfen Schmerzensruf ohnmächtig zu Boden und lag regungslos vor den Füßen des erschrockenen Ehepaares. Jakob sprang hülfreich hinzu, um die arme Erschöpfte aufzurichten, er hatte aber kaum Hand an sie gelegt, als er seiner Wirthin mit wahrem Entsetzen zuraunte: „Steh uns Gott bei und alle heiligen Nothhelfer! Es ist ja die Frau Eleonore van der Voort.“

„Schnell laß sie in das Häuslein tragen und verhüll' ihr das Gesicht, damit sie Niemand weiter erkennt!“ sagte Sibylle besorgt. „Wenn's Nacht geworden, wollen wir sie durch unsere Leute heimlich heimschaffen lassen.“

Die Ohnmächtige wurde in das neue Gebäude gebracht und hier so gut gebettet, wie es eben anging. Frau Sibylle schickte eiligst nach Wein und Brot und ließ ihrer alten, tauben Magd ansagen, daß sie schleunigst eine stärkende Suppe bereiten solle.

Erst nach Stunden und nicht ohne ärztliche Hülfe gelang es, die unglückliche Frau wieder zum Bewußtsein zu bringen; aber sie war so schwach, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Ihr Aeußeres war nicht minder in einem sehr übeln Zustand.

Sie war barfuß, und ihre Füße schwielig und blutig von einer langen Fußwanderung; ihre Kleider hingen zerfetzt um sie, ihre Haut, von der Sonne Spaniens verbrannt, hatte nun auch den letzten Rest von Schönheit verloren. Wangen und Augen waren tief eingefallen, ihre Züge hatten Schmerz und Verzweiflung zerwühlt; sie war ein Schreckbild geworden. Jakob konnte sie nicht genug betrachten, denn seine Phantasie stellte ihm ihr reizendes, verführerisches Bild daneben, wie er sie vor fünf Jahren im höchsten Glanz jugendlicher Schönheit und unermeßlichen Reichthums zuerst gesehen hatte. Es war ihm wie ein unbegreifliches Wunder, daß diese häßliche Bettlerin dieselbe Frau sein sollte, die vor so kurzer Zeit — denn was sind fünf Jahre in den Gedanken eines Menschen! — den reichen Herzog von Burgund und Niederland königlich bewirthet und zum zärtlichen Minnewart gehabt hatte.

Gegen Abend ließ sie Jakob in einer Sänfte in sein Haus bringen, wo Frau Sibylle bereits gute Einrichtung für sie getroffen hatte. Sie verbrachte die Nacht unruhig und am andern Morgen lag sie schon im heftigen Fieber. Sie phantasirte und stritt sich in ihren heißen Fieberträumen mit dem Pater Innocenz, den sie nur in der Gestalt des Teufels sah. Dann hatte sie es wieder mit Philipps Leiche, mit der wahnsinnigen Königin und mit der schwarzen Matty zu thun. Drei Wochen lang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Aber der Tod verschmähte die arme Frau, er, der so gierig in jüngster Zeit nach hohen, jugendlichen Häuptern gegriffen hatte. Sie genas.

Eines Tages machte ihr Jakob einen Besuch. Sie sah ihn lange und schweigend an. Endlich fragte sie mit gepreßter Stimme: „Wo ist mein Vater?“

„Todt!“ versetzte er kalt. „Ihr habt ihm das Herz

gebrochen, als Ihr ihn verlassen und fortgezogen seid, keinem Menschen sagend wohin.“

Sie verhüllte das Haupt und schluchzte krampfhaft.

„Wo seid Ihr denn gewesen?“ fragte Fugger ernsthaft.

„Fragt nicht! Laßt mich schweigen!“ fuhr sie auf. „Ich bin abermals von Königen und Pfaffen betrogen und hintergangen und jetzt schändlicher als das erste Mal. Fluch über alle Fürsten und Pfaffen!“

„Ihr seid durch Euer Unglück um nichts gebessert, Frau!“ sprach Fugger verdrießlich. „Ich will nicht in Euer Geheimniß dringen, auch kann mir gleichgültig sein, wo Ihr Euch seit einem halben Jahre herumgetrieben habt; aber ich wollte jede Wette eingehen, daß Eitelkeit, Rachsucht und anderes böses Gelüst mehr an Euerm jetzigen Elend schuld ist, wie alle Fürsten und Pfaffen. Und so habt Ihr all' Euer Unglück selbst verschuldet. Deshalb wollt' ich, Ihr ginget in Euch und bliebet nun ruhig hier in Augsburg, wo Ihr zum Leben genug habt und Euch Niemand ein Haar krümmt.“

„Ich will es,“ sagte sie weinend. „Nun, da der König Philipp todt ist, will ich von Euerer Unterstützung leben, weiß ich doch nun, daß diese nicht von seiner Gnade kömmt.“

„Ihr braucht auch nicht von meiner Gnade zu leben, noch von der eines andern lebenden Menschen. Mein Bruder Georg hatte Euerm Vater, wie Ihr wißt, ein hübsches Legat ausgesetzt, und Ihr seid die Erbin; denn für Euere Geschwister hat mein seliger Bruder noch besonders gesorgt. Es war der Wille meines guten Georg, daß eins der ersten neuen Häuser, die die Fugger in der Jakobsvorstadt bauen, Euerm Vater und Euch zur Wohnung angewiesen werden möchte. Euer Vater hat hoch oben auf der Blümlisalp

sein eigen Kämmerlein bezogen und bedarf unseres Baues nicht mehr. Für Euch aber steht das Häuslein bereit, und Ihr könnt es mit dem kommenden Frühjahr beziehen."

Und so geschah's. Nach dem Osterfeste zog die schwer Gedemüthigte in die kleine reinliche Wohnung und ward die erste Insassin der Fuggerei.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.